Die
letzten Tage Pompeji's.

Ein Roman

von

E. L. Bulwer.

Aus dem Englischen

von

Friedrich Notter.

Vierter Theil.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1841.

Zehntes Kapitel.

Nydia spielt die Zauberin.

Als die Thessalierin merkte, daß Arbaces nicht mehr zu ihr zurückkehre, als sie Stund um Stunde der ganzen Qual einer fruchtbaren, für die Blinde doppelt gräßlichen Ungewißheit hingegeben blieb, fing sie an mit ausgestreckten Armen nach irgend einem Ausweg ihres Kerkers umherzufühlen, und da sie den einzigen Zugang verschlossen fand, schrie sie laut, mit der ganzen Heftigkeit eines von Natur leidenschaftlichen, und jetzt durch die Pein der Erwartung noch besonders geschärften Gemüthes.

„Ha Mädchen!“ rief der beaufsichtigende Sklave, indem er die Thür öffnete, „hat Dich ein Skorpion gebissen, oder glaubst Du, wir stürben hier am Stillschweigen, und könnten wie der kleine Jupiter nur durch Geschrei gerettet werden?“

„Wo ist Dein Herr? und warum bin ich hier eingesperrt? ich brauche Luft und Freiheit; laß mich fort!“

„Ho, ho, Kleine, kennst Du den Arbaces noch nicht genug, um zu wissen, daß sein Wille so viel ist, als der des Kaisers? Er hat befohlen, daß Du hier eingesperrt werden sollest, darum bist Du eingesperrt und ich bin Dein Hüter. Luft und Freiheit kannst Du nicht haben, aber wohl Besseres — Speise und Wein.“

„O Jupiter,“ entgegnete das Mädchen, die Hände ringend, „warum bin ich eingekerkert? wozu kann der große Arbaces ein so unbedeutendes Geschöpf wie mich nöthig haben?“

„Das weiß ich nicht, es müßte denn seyn, Deine neue Gebieterin zu bedienen, die heut hieher gebracht wurde.“

„Was Jone, hieher?“

„Ja, die Arme! sie hatte, glaube ich, keine sonderliche Freude daran. Doch ist, beim Tempel des Kastor, Arbaces ein gar artiger Mann gegen die Frauen. Jone ist, wie Du weißt, seine Mündel.“

„Willst Du mich zu ihr führen?“

„Sie ist krank — verrückt vor Zorn und Aerger. Ueberdies habe ich keinen Befehl hiezu, und in eigener Person denke ich nie etwas. Als mich Arbaces zum Sklaven dieser Zimmer machte,“ * sprach er: „„ich habe Dir nur Eine Lehre zu geben — so lang Du mir dienst, mußt Du weder Ohren noch Augen, noch Gedanken haben, Du mußt zu einer einzigen Eigenschaft — Gehorsam — werden.““

„Aber was kann es schaden, wenn ich Jone sehe?“

„Das weiß ich nicht; wenn Dir es aber um Gesellschaft zu thun ist, so bin ich bereit mit Dir zu plaudern, Kleine; denn ich bin einsam genug in meinem finstern Cubikulum; und, beiläufig gesagt, bist Du ja eine Thessalierin: kennst Du nicht irgend eine feine Kurzweil mit Messer und Scheere? Verstehst Du Dich nicht ein Bischen darauf wahrzusagen, wie es die Meisten von Deinem Volk zum Zeitvertreib thun?“

„Still, Sklave, halte Deine Zunge im Zaum, oder wenn Du sprechen willst, sage mir, was Du von Glaukus gehört hast.“

„Je nun, mein Herr ist zu der gerichtlichen Verhandlung über den Athener gegangen; Glaukus wird es büßen müssen!“

„Was büßen?“

„Die Ermordung des Priesters Apäcides.“

„Ha!“ rief Nydia und drückte beide Hände gegen die Stirn; „davon hörte auch ich, verstand es aber nicht. Wer wird es aber wagen, ihm ein Haar zu krümmen?“

* In den Häusern der Großen hatte jede Zimmerreihe ihren besondern Sklaven.

„Der Löwe, fürcht ich.“

„Schützende Götter! was für gräuliche Dinge sprichst Du?“

„Nun blos, daß, wenn er schuldig befunden werden sollte, der Löwe oder vielleicht der Tiger das Urtheil an ihm vollstrecken wird.“

Nydia fuhr auf, als wäre ein Pfeil in ihr Herz gedrungen. Sie stieß einen durchbohrenden Schrei aus, fiel dem Sklaven zu Füßen und rief in einem Ton, der selbst seine rauhe Brust rührte:

„Ach sage mir, Du habest gescherzt, Du habest nicht die Wahrheit geredet; — sprich, sprich!“

„Nun, meiner Treu, ich verstehe mich nicht auf das Gesetz, blindes Mädchen; vielleicht geht es nicht so schlimm, wie ich meine. Aber Arbaces ist sein Ankläger und das Volk wünscht ein Opfer für die Arena. Beruhige Dich; was hat das Schicksal des Atheners mit dem Deinigen zu thun?“

„Das gehört nicht hieher, — jedenfalls ist er freundlich gegen mich gewesen. Du weißt also nicht, wie es ausgehen wird? Arbaces sein Ankläger! O Schicksal! — das Volk — das Volk! — Doch diese Menschen können ja sein Gesicht sehen! Wer wird grausam gegen ihn seyn? — aber war nicht selbst die Liebe grausam gegen ihn?“

Mit diesen Worten sank ihr Kopf auf ihre Brust und sie ward still; heiße Thränen floßen ihr die Wangen herab, und all die freundlichen Bemühungen des Sklaven vermochten sie nicht zu trösten, oder sie von ihrem Hinbrüten abzuziehen.

Als seine Geschäfte für das Haus Jenen endlich nöthigten, das Zimmer zu verlassen, fing Nydia an, ihre Gedanken wieder zu sammeln: Arbaces war der Ankläger des Glaukus, Arbaces hielt sie hier eingekerkert; bewies das nicht, daß ihre Freiheit dem Glaukus förderlich seyn konnte? Sie war offenbar in irgend einer Schlinge gefangen; sie trug bei zum Untergang ihres Geliebten! O wie schmachtete sie nach Befreiung! Glücklich für sie verschlang der Wunsch nach Flucht jede andere Schmerzenempfindung, und indem sie die Möglichkeit des Entkommens in ihrer Phantasie hin und her wälzte, kam sie zu Ruhe

und Klarheit. Sie besaß viel von der List ihres Geschlechtes, die durch ihre frühere Sklaverei noch vermehrt worden war. Welchem Menschen, der des freien Willens beraubt ist, fehlte es je an Verschmitztheit? So beschloß sie denn, sich an ihrem Hüter zu versuchen, und da ihr seine abergläubische Frage nach ihren thessalischen Künsten plötzlich zur Erinnerung kam, hoffte sie an dieser Handhabe ihr Entwischen auf irgend eine Art zu bewerkstelligen. Unter solchen ängstlichen Betrachtungen verflossen ihr der Rest des Tages und die langen Stunden der Nacht, und als sich Sosia am folgenden Morgen bei ihr einfand, eilte sie, seine Geschwätzigkeit in einen Kanal zu leiten, nach welchem zu dieselbe bereits eine natürliche Strömung gezeigt hatte. Uebrigens sah sie wohl ein, daß die Nacht die einzige Möglichkeit des Entkommens für sie darbot, und war daher, so bitter der Verzug sie auch schmerzte, genöthigt, ihren Versuch bis dahin zu verschieben.

„Die Nacht," sprach sie, „ist die einzige Zeit, wo wir den Willen des Schicksals gehörig entziffern können; — bei Nacht mußt Du zu mir kommen. Aber was wünschest Du eigentlich zu erfahren?"

„Beim Pollux, ich möchte so viel zur Kunde bringen, als mein Herr; aber Das läßt sich nicht erwarten. Thu' mir daher mindestens zu wissen, ob ich mir genug ersparen werde, um meine Freiheit zu kaufen, oder ob sie mir dieser Egypter vielleicht umsonst gibt. Er hat zuweilen solch großmüthige Launen. Sodann, gesetzt dieses Glück werde mir zu Theil, ob ich wohl die hübsche Taberne unter den Myropolien * bekomme, auf die ich schon lange ein Aug habe. Es ist ein feiner Handel um den Verkauf von Spezereien, und schickt sich für einen zurückgezogenen Sklaven, der etwas von einem Herrn an sich hat!"

„Ja, wenn Du auf diese Fragen bestimmte Antworten wünschest, so gibt es verschiedene Wege, um Dich zu befriedigen. Da ist z. B. die Lithomanteia, oder der sprechende Stein, der auf Dein Anfragen mit der Stimme eines Kindes antwortet, aber wir haben diesen kostbaren und seltenen Stein nicht zur Hand. Dann gibt es die Hydromanteia,

* Die Buden der Parfümesverkäufer.

wo der Dämon bleiche, gespenstische Bilder ins Wasser zeichnet, welche die Zukunft verkünden; aber diese Kunst erfordert Gläser von besonderer Art, um die geweihte Flüssigkeit, die wir ebenfalls nicht zur Hand haben, darin aufzunehmen. Ich glaube daher der leichteste Weg, Deinen Wunsch zu erfüllen, ginge durch den Zauber der Luft."

„Hoffentlich," erwiederte Sosia zitternd, „läuft bei dieser Operation nichts besonders Schreckliches mit unter? Ich liebe die Erscheinungen nicht."

„Fürchte nichts; Du wirst nichts sehen, sondern hörst an dem Wallen des Wassers, ob Dein Wunsch in Erfüllung geht, oder nicht. Sorge denn zunächst dafür, daß, so bald der Abendstern aufgegangen, das Gartenthor ein wenig offen stehe, damit der Geist sich zum Eintritt angelockt fühle, und setze als Zeichen der Gastfreundschaft Früchte und Wasser neben das Thor. Drei Stunden nach der Dämmerung stelle Dich dann mit einem Becher des kältesten, frischesten Wassers bei mir ein, und Du sollst Alles erfahren, wie michs meine thessalische Mutter gelehrt hat. Aber vergiß die Gartenthür nicht — darauf kommt Alles an; sie muß, wenn Du zu mir kommst, bereits seit drei Stunden offen stehen."

„Verlaß Dich auf mich, erwiederte der arglose Sosia; „ich weiß, was ein Mann vom Stand empfindet, wenn man ihm die Thür vor der Nase zuschließt, wie mir der Garkoch seine Bude schon gar oft zugesperrt hat; und ich weiß auch, daß eine angesehene Person, wie ein Geist es doch zuverläßig ist, andrerseits selbst das kleinste Zeichen von gastfreundlicher Höflichkeit mit Vergnügen sehen wird. Einstweilen, niedliche Kleine, ist hier Dein Frühstück."

„Und was hörst Du von der gerichtlichen Verhandlung?"

„O, die Anwälte sind noch stets an der Arbeit — das ist ein Gerede! — es wird dauern bis morgen."

„Bis morgen? — weißt Du Das gewiß?"

„So sagt man wenigstens."

„Und Jone?"

„Beim Bacchus! sie muß ziemlich gesund seyn, denn sie war stark genug, meinen Herrn heut früh so in Zorn zu bringen, daß er auf den Boden stampfte und sich in die Lippen biß. Ich sah ihn mit einer Stirn wie ein Donnerwetter aus ihrem Zimmer kommen.“

„Ist dieses hier in der Nähe?“

„Nein, im obern Geschoß. Aber ich kann nicht länger hier plaudern — lebe wohl!“

Eilftes Kapitel.

Eine Wespe wagt sich in das Netz der Spinne.

Der Abend des zweiten Gerichtstags war hereingebrochen, und es war ziemlich um die Stunde, in welcher Sosia dem furchtbaren Unbekannten die Stirn bieten wollte, als durch das Gartenpförtchen, das der Sklave offen gelassen, — allerdings keiner von den geheimnißvollen Geistern der Erde oder Luft, wohl aber die schwere und sehr menschliche Gestalt des Isispriesters Kalenus eintrat. Kaum nahm er Notiz von dem anspruchslosen Opfer geringer Früchte und noch geringern Weines, das der fromme Sosia für gut genug erachtet hatte, um den unsichtbaren Gast anzulocken.

„Ein Zoll für den Gartengott,“ dachte er. „Bei meines Vaters Haupt, wenn seine Göttlichkeit nie besser bedient würde, so thäte er gut, die Götterprofession aufzugeben. Ach wären wir Priester nicht, so hätten die Gottheiten jetzt eine schlimme Zeit. Was den Arbaces betrifft, — so ist mein Boden zwar ein Flugsand, aber ein Goldlager liegt darunter. Ich habe das Leben des Egypters in meiner Gewalt: — wie hoch wird er es wohl anschlagen?“

Unter diesem Selbstgespräch gelangte er durch den offenen Hof in das Peristyl, wo einige wenige Lampen sich mit der Sternennacht um die Oberhand stritten, und stieß unversehens auf den Egypter, der aus einem Zimmer zur Seite der Kolonnade heraustrat.

„Ha! Kalenus — suchst Du mich?“ fragte er mit etwas verlegener Stimme.

„Ja, weiser Arbaces; — hoffentlich kommt mein Besuch nicht zur unrechten Zeit?“

„Nein; — noch diesen Augenblick niesete mein Freigelassener Kallias dreimal auf meiner rechten Seite; ich wußte also, daß mir etwas Gutes bevorstehe und siehe! die Götter senden mir Kalenus.“

„Wollen wir in Dein Zimmer treten, Arbaces?“

„Wie Du willst; aber die Nacht ist hell und würzig; ich bin von meiner neulichen Krankheit noch etwas geschwächt, — die Luft erfrischt mich; — gehen wir in dem Garten auf und ab, wir sind dort eben so allein.“

„Von Herzen gern,“ erwiederte der Priester; und die beiden Freunde wandelten langsam nach einer der Terrassen, die, von Marmorvasen und schlummernden Blumen eingefaßt, den Garten durchschnitten.

„Eine liebliche Nacht!“ sprach Arbaces; „lau und schön, wie die, in welcher vor zwanzig Jahren Italiens Ufer zuerst zu meinem Blick aufstiegen. Mein Kalenus, das Alter fängt an uns zu beschleichen; laß uns wenigstens empfinden, daß wir gelebt haben.“

„Du mindestens hast ein Anrecht auf diesen Ruhm,“ entgegnete Kalenus und zielte nach einem schicklichen Anlaß, um das Geheimniß, das auf ihm drückte, los zu werden, während er andrerseits seine gewöhnliche ehrerbietige Scheu vor dem Egypter durch den ruhig freundschaftlichen Ton würdevoller Herablassung, die derselbe diesen Abend annahm, noch verstärkt fühlte; — „Du wenigstens hast ein Anrecht auf diesen Ruhm. Dir ward unendlicher Reichthum zu Theil; — ein Körper, durch dessen feste Fibern keine Krankheit dringen kann; — glückliche Liebe, unerschöpflicher Genuß — und selbst in dieser Stunde der Triumph der Rache.“

„Du meinst wegen des Atheners. Ja, morgen wird sein Tod ausgesprochen werden. Der Senat gibt nicht nach. Aber Du irrst Dich: — sein Tod gibt mir keine andere Befriedigung, als daß er mich von

einem Nebenbuhler in Jone's Herzen befreit. Weiter fühle ich keine feindliche Empfindung gegen diesen unglücklichen Todtschläger."

„Todtschläger!" wiederholte Kalenus langsam und bedeutungsvoll, und heftete, nachdem er gesprochen, die Augen fest auf Arbaces. Bleich und fest schienen die Sterne auf das Antlitz ihres Propheten, aber sie ließen keinen Wechsel auf demselben wahrnehmen; des Priesters Blick sank verwirrt und beschämt zu Boden und er fuhr rasch fort: „Todtschläger! es ist gut, daß Du ihn dieses Verbrechens anklagst; aber Niemand weiß besser als Du, daß er unschuldig ist."

„Erkläre Dich," erwiederte Arbaces kalt; — denn er hatte sich für diese Gefahr, die er im Stillen voraus geahnet, bereitet.

„Arbaces," versetzte Kalenus und dämpfte seine Stimme zum Geflüster, „ich war in dem heiligen Hain, gedeckt durch die Kapelle und das umgebende Gebüsch. Ich hörte, ich bemerkte Alles. — Ich sah, wie Deine Waffe dem Apäcides ins Herz fuhr. Ich tadle die That nicht; — sie bereitete einem Feind und Abtrünnigen den Untergang."

„Du sahst das Ganze!" versetzte Arbaces trocken; „Das dachte ich. — Du warst allein?"

„Allein!" erwiederte Kalenus, erstaunt über die Ruhe des Egypters.

„Und weßhalb warst Du zu dieser Stunde hinter der Kapelle versteckt?"

„Weil ich eine Unterredung des Apäcides mit dem Nazarener angehört hatte; — weil ich wußte, daß er an diesem Ort mit dem fanatischen Olinth wieder zusammenkommen wollte; weil sie hier zusammenkamen, um den Plan zu besprechen, wie sie die heiligen Mysterien unserer Göttin dem Volk enthüllen könnten. — Ich war da, ihnen auf die Spur zu kommen, um ihnen dadurch entgegen zu arbeiten."

„Hast Du eines Menschen Ohr anvertraut, was Du gesehen?"

„Nein, mein Gebieter; das Geheimniß ist in der Brust Deines Dieners verschlossen."

„Was, selbst Dein Vetter Burbo vermuthet nichts davon? Komm, komm, die Wahrheit!"

„Bei den Göttern ....“

„Still! wir kennen einander; was sind die Götter für uns?“

„Nun denn, bei der Furcht vor Deiner Rache: nein!“

„Und warum hast Du dieses Geheimniß bis jetzt vor mir verborgen? warum hast Du bis zum Abend vor der Verurtheilung des Atheners zugewartet, ehe Du mir zu sagen wagtest, daß Arbaces ein Mörder ist? und warum theilst Du mir nach so langem Zaudern Dein Wissen jetzt mit?“

„Weil“ — stammelte Kalenus erröthend und verlegen.

„Weil,“ unterbrach ihn Arbaces mit sanftem Lächeln, indem er ihn vertraulich auf die Schulter klopfte, „weil Du, mein Kalenus — (siehe, jetzt will ich in Deinem Herzen lesen und seine Beweggründe erklären) — weil Du wünschtest, ich möchte mich in die gerichtliche Verhandlung so verflechten und verfangen, daß mir kein Weg zur Rettung offen bliebe, falls Du gegen mich aufträtest; ich möchte in diesem Fall des Meineids und der Hinterlist so gut wie des Todschlags überwiesen seyn; — weder Reichthum noch Ansehen möchten, nachdem ich einmal den Blutdurst des Volkes gereizt, hindern können, daß ich das Opfer dieses Durstes würde. Und Du theilst mir Dein Geheimniß jetzt mit, ehe die Verhandlung noch ganz zu Ende und der Unschuldige verurtheilt ist, um mir zu zeigen, welch feines Gewebe der Bosheit Dein Wort morgen zerreißen könnte; — um mir im letzten Augenblick den Werth Deines Stillschweigens desto begreiflicher zu machen; — um mir nachzuweisen, daß die Kunst, womit ich den Zorn des Volks gesteigert, durch Deine Aussage auf mein eigenes Haupt zurückfallen, und der Rachen des Löwen sich statt für Glaukus, für mich öffnen würde! Ist es nicht so?“

„Arbaces,“ entgegnete Kalenus, indem ihn die gemeine Keckheit seiner Natur gänzlich verließ, „wahrhaftig Du bist ein Zauberer; Du liesest das Herz des Menschen, als ob es ein Buch wäre.“

„Es ist mein Beruf,“ antwortete der Egypter mit mildem Lächeln.

„Wohlan denn, schweige, und wenn Alles vorüber ist, will ich Dich reich machen.“

„Verzeih' mir,“ erwiederte der Priester, von der Habsucht, seiner Hauptleidenschaft, geleitet, die sich auf keine künftige Möglichkeit der Liberalität vertrösten lassen wollte; „verzeih' mir: mit Recht sagtest Du vorhin, wir kennten einander. Willst Du, daß ich schweige, so mußt Du etwas zum Voraus als Opfer für Harpokrates * bezahlen. Soll die Rose, das holde Sinnbild der Verschwiegenheit, feste Wurzeln schlagen, so begieße sie diese Nacht mit einem Strom Gold.“

„Witzig und poetisch!“ erwiederte Arbaces, immer noch in jenem sanften Ton, der seinen gierigen Gefährten beruhigte und kühn machte, da er ihn im Gegentheil hätte erschrecken und zurückhalten sollen. „Willst Du nicht warten bis morgen?“

„Warum diesen Verzug? kann ich mein Zeugniß erst dann ablegen, wenn die Schande auf mir lastet, daß ich durch diese Ablegung nicht dem Tod eines unschuldigen Menschen zuvor gekommen sey, so vergissest Du vielleicht mein Anrecht auf Belohnung, und in der That ist Dein jetziges Zaudern ein böses Vorzeichen für Deine künftige Dankbarkeit.“

„Gut, Kalenus, was soll ich Dir also bezahlen?“

„Dein Leben ist sehr kostbar und Dein Reichthum sehr groß,“ erwiederte der Priester grinsend.

„Immer witziger! Aber sprich, was soll die Summe seyn?“

„Arbaces, ich habe gehört, Du bewahrest in Deiner geheimen Vorrathskammer unter den oscischen Säulen, ** die Deine prächtigen Hallen stützen, Haufen von Gold, Vasen und Juwelen, die mit den Schätzen des vergötterten Nero wetteifern könnten. Leicht kannst Du von diesen Haufen so viel wegnehmen, um Kalenus zum reichsten Priester in Pompeji zu machen, ohne daß Du gleichwohl den Verlust spürst.“

* Der Gott des Stillschweigens.

** Die Oscier waren eines der ältesten Völker in Italien, das vorzüglich in Kampanien seinen Sitz hatte.

„Komm, Kalenus," versetzte Arbaces mit einschmeichelndem Ton und der Miene der Offenheit und Großmuth, „Du bist ein alter Freund und warst mir ein treuer Diener. Es kann weder Dein Wunsch seyn, mir das Leben zu nehmen, noch der meinige, Dir Deinen Lohn zu verkürzen; Du sollst mit mir in die Schatzkammer hinuntersteigen, von der Du gesprochen hast; Du sollst Deine Augen am Glanz von unzählbarem Gold und dem Funkeln unschätzbarer Edelsteine waiden, und schon heut Abend zu Deiner Belohnung so viel wegtragen, als Du unter Deinen Kleidern zu verbergen vermagst. Hast Du einmal gesehen, was Dein Freund besitzt, so wirst Du begreifen, wie thöricht es wäre, mit Jemand zu brechen, der so viel zu geben vermag. Ist Glaukus nicht mehr, so sollst Du dem Gewölbe einen zweiten Besuch ablegen. Sprech ich offen und als Freund?"

„O größter, bester der Menschen!" rief Kalenus, vor Freude beinah weinend: „Kannst Du meine beleidigenden Zweifel an Deiner Gerechtigkeit, Deiner Großmuth also verzeihen?"

„Still; noch eine Krümmung des Wegs und wir steigen zu den oscischen Bögen hinab."

Zwölftes Kapitel.

Der Sklave befragt das Orakel. — Wer sich selbst blind macht, den können Blinde an der Nase führen. — Zwei neue Gefangene in Einer Nacht.

Ungeduldig wartete Nydia auf die Ankunft des nicht minder gespannten Sosia. Nachdem der leichtgläubige Sklave seinen Muth durch tüchtige Züge aus einem bessern Getränk, als dasjenige, welches er dem Dämon vorgesetzt, hinlänglich erbaut hatte, schlich er in das Zimmer der Blinden.

„Nun, Sosia, bist Du vorbereitet? hast Du den Becher mit frischem Wasser?"

„Ja wohl! aber ich zittere ein wenig. Du bist doch gewiß, daß ich den Geist nicht zu sehen bekomme? ich habe gehört, diese Herrschaften seyen keineswegs von hübschem Aeußern oder höflichem Benehmen."

„Sey ohne Sorge. Und Du hast die Gartenthür etwas offen gelassen?"

„Ja, und ich habe einige schöne Nüsse und Aepfel auf ein Tischchen daneben gelegt."

„Gut. Und das Pförtchen steht jetzt offen, so daß der Geist eintreten kann?"

„Allerdings."

„Gut, so öffne die Zimmerthür; so — nur ein wenig. Und jetzt, Sosia, gib mir die Lampe."

„Was! Du wirst sie doch nicht auslöschen wollen?"

„Nein; aber ich muß meinen Zauber über ihren Strahl aussprechen. Es wohnt ein Geist im Feuer. Setze Dich."

Der Sklave gehorchte, und nachdem sich Nydia ein Weilchen schweigend über die Lampe niedergebeugt, stand sie auf und sang mit leiser Stimme folgendes Lied im Volkston:

Gleich geliebt von Well und Wind
War noch stets Thessaliens Kind;
Zauberkraft ist uns geschenkt,
Die den Mond vom Himmel zwängt;
All der Parsen Wunderkraft,
All Egyptens Wissenschaft
Ward, geschöpft aus Lied und Blume,
Uns zum stillen Eigenthume.

Geist der unsichtbaren Luft,
Höre, was die Blinde ruft:
Bei Erichtho's * Kunst, die goß
Lebensthau in Todes Schoos;
Bei dem König Ithaka's.

* Eine Zauberin aus Epirus, deren Pompejus sich bediente.

Der den hellen Quell im Gras
Zur Prophetenstimme zwang; *
Bei des Musensohns Gesang,
Der dem dunkeln Schattenland
Einst Eurydice entwandt; **
Bei Medeas Zauberspruch
Nach des Jason Treuebruch: —
Geistin in der hohen Luft,
Höre Eine, die Dich ruft!
Hauch in dieses volle Erz
Und verkünd' dem bangen Herz
Der verhüllten Dinge Loos
In der Zukunft finstrem Schoos.
Geist, von wilder Luft umweht,
Höre, was die Blinde fleht.
Komm, ach komm!
Keinem Gott des Weltenrunds,
Nicht der Fürstin Amathunts, ***
Nicht dem Herrn der Sonnenpracht,
Nicht der Dreigestalt der Nacht, †
Noch dem Gott des Donnerkeils
Bring ich frömmern Wunsch des Heils,
Komm, o komm!

„Jetzt kommt das Gespenst gewiß," sagte Sofia; „ich fühle, wie es über mein Haar hinläuft."

„Setze Deinen Becher mit Wasser auf den Boden. So, jetzt gib mir Dein Tuch und laß mich Dir Gesicht und Augen verbinden."

„Ho, ho! das ist doch immer der Brauch bei solchen Zauberkünsten. Nicht so fest; etwas lockerer!"

„So! Kannst Du sehen?"

„Sehen! Nein, nichts als Dunkelheit."

* Odyss. Ges. 4. V. 458.

** Orpheus.

*** Venus.

† Hekate.

„Nun sprich die Fragen, die Du an das Gespenst machen willst, mit leiser Stimme dreimal aus. Folgt eine bejahende Antwort, so wirst Du das Wasser sieden und wallen hören, ehe der Geist es anhaucht; wird die Frage aber verneint, so bleibt das Wasser ganz still."

„Aber Du wirst mir hoffentlich keinen Betrug mit dem Wasser spielen, he?"

„Ich will den Becher zwischen Deine Füße setzen — so! jetzt wirst Du selbst einsehen, daß ich ihn nicht berühren kann, ohne daß Du es sogleich merkst."

„Gut, gut! Nun also, o Bacchus, stehe mir bei. Du weißt, daß ich Dich stets mehr geliebt habe, als alle andere Götter, und ich will Dir den silbernen Becher schenken, den ich voriges Jahr von dem dicken Carptor * gestohlen habe, wenn Du mir bei diesem wasserliebenden Geist das Wort redest. Und Du, o Geist, merke auf und höre: werde ich im nächsten Jahr im Stand seyn, meine Freiheit zu kaufen? Du weißt es; denn da Du in der Luft lebst, so haben Dich die Vögel ohne Zweifel mit jedem Geheimniß dieses Hauses bekannt gemacht; ** Du weißt, daß ich seit drei Jahren Alles abgeführt und gemauset habe, worauf ich ehrlicher, d. h. sicherer Weise die Hand legen konnte, und doch fehlen mir noch zweitausend Sesterze zu der ganzen Summe. Werde ich im Stande seyn, guter Geist, das Fehlende im Lauf dieses Jahrs zuzuschießen? Sprich! Ha! wallt das Wasser auf? Nein, Alles still wie ein Grab. Gut denn, wenn nicht in diesem Jahr, in zwei Jahren? Ah, ich höre was; der Geist kratzt an der Thür, er wird sogleich hier seyn. In zwei Jahren, mein guter Kerl; laß Dich erbitten, in zwei; — das ist doch eine ziemlich hübsche Zeit. Was! immer noch still! in dritthalb Jahren — in drei, — in vier? Daß Dich der Henker, Freund Geist! Eine Dame bist Du nicht, das sehe ich schon, sonst

* Kellermeister.

** Man glaubte die Vögel wüßten alle Geheimnisse. Derselbe Aberglaube herrscht im Morgenland, und auch in unsern nordischen Sagen findet man Beispiele dazu.

könntest Du nicht so lange schweigen. In fünf — in sechs — in sechzig Jahren? O möge Dich Pluto holen, ich will nicht weiter fragen."

Voll Wuth stieß sich Sosia das Wasser über die Beine aus. Dann wand er unter langem Herumtappen und vielem Fluchen den Kopf aus dem Tuch los, in das er gänzlich eingewickelt war, stierte umher und entdeckte, daß er im Finstern sitze.

„He da! Nydia, die Lampe ist fort. Ah, Verrätherin, und Du bist auch weg! aber ich werde Dich schon fangen — dafür sollst Du mir büßen!"

Er tastete seinen Weg bis zu der Thüre. Sie war von außen verriegelt; er, statt Nydias, war ein Gefangener. Was konnte er thun? er wagte nicht laut zu klopfen oder zu rufen, damit nicht Arbaces hören und entdecken möchte, wie man ihn zum Narren gehalten; auch war Nydia wahrscheinlich bereits zur Gartenthür hinaus und setzte ihre Flucht eifrig fort. „Aber," dachte er, „sie wird nach Haus gehen oder doch irgendwo in der Stadt seyn. Morgen mit Tagesanbruch, wenn die Sklaven im Peristyl beschäftigt sind, wird man mich hören; dann kann ich heraus und sie aufsuchen. Ich bin überzeugt, daß ich sie aufspüre und zurückbringe, ehe Arbaces ein Wort von der Sache erfährt. Ja, das ist der beste Plan. Kleine Verrätherin, die Finger jucken mich nach Dir; und mir nur einen Becher Wasser zu lassen! wenn's noch Wein wäre, so hätte ich doch einigen Trost."

Während Sosia also in der Falle sein Schicksal beklagte, und die Entwürfe zur Wiedererlangung Nydias in seinem Gehirn hin und her wälzte, war das blinde Mädchen mit jener wunderbaren Sicherheit und Schnelligkeit, die wir schon an ihr kennen, leicht über das Peristyl weggeschritten, hatte den gegenüberstehenden Gang nach dem Garten zu zurückgelegt, und stand mit klopfendem Herzen eben im Begriff auf die Gartenthür zuzugehen, als sie plötzlich Schritte herannahen hörte und die gefürchtete Stimme des Egypters selbst unterschied. In Zweifel und Schrecken hielt sie einen Augenblick an; dann besann sie sich plötzlich, daß es noch einen andern Gang gebe, der, in der Regel

nur zum Einlaß der Schönen, die an den geheimen Gelagen Theil nahmen, gebraucht, sich längs dem Fundament des Hauses gegen eine Thür hinzog, die sich ebenfalls in den Garten öffnete. Vielleicht stand dieselbe glücklicherweise offen. Bei diesem Gedanken kehrte die Flüchtige hastig um, stieg die kleine Treppe rechter Hand hinab, und befand sich bald an der Mündung des Ganges. Ach! die Thür in den Gang war verschlossen. Noch suchte sie sich über diesen Umstand zu vergewissern, als sie die Stimme des Kalenus und einen Augenblick nachher die leise Erwiederung des Arbaces hinter sich vernahm. Stehen bleiben konnte sie nicht; wahrscheinlich schritten Beide eben auf jene Thür zu. Sie eilte vorwärts und fühlte sich auf unbekanntem Boden. Die Luft wurde dumpf und kalt; Dies beruhigte sie; sie vermuthete in einem der Kellergewölbe des auf jede Ueppigkeit berechneten Gebäudes, oder mindestens an irgend einem unangesehenen Ort zu seyn, wohin der vornehme Gebieter des Hauses sich nicht wohl verlieren würde, als ihr feines Ohr abermals Schritte und Stimmen vernahm. Mit ausgestreckten Armen drang sie immer weiter vor und stieß jetzt häufig auf Pfeiler von dicker, massiver Form. Mit einem Takt, der durch die Furcht noch verstärkt ward, entging sie diesen Gefahren und setzte ihren Weg fort, indem die Luft über ihr immer dumpfer und dumpfer wurde; allein so oft sie stehen blieb um Athem zu schöpfen, vernahm sie auch wieder die nahenden Schritte und das undeutliche Geflüster von Stimmen. Endlich fühlte sie sich plötzlich von einer Wand angehalten, welche die Grenze ihres Pfades zu bilden schien. War kein Versteck für sie da? keine Oeffnung? keine Nische? Nirgends! sie hielt an und rang verzweiflungsvoll die Hände; dann, durch die nahenden Laute wieder aufgeschreckt, eilte sie an der Seite der Wand hin und fiel, indem sie plötzlich gegen einen der hie und da prall hervorragenden Strebepfeiler stieß, zu Boden. Obwohl sie sich ziemlich verletzte, verließ sie doch die Besinnung nicht; sie stieß keinen Schrei aus, ja sie segnete den Unfall, der sie hinter eine Art Schirm geführt hatte, und indem sie sich fest in den von dem Pfeiler gebildeten Winkel schmiegte, so daß sie

wenigstens von Einer Seite nicht wahrgenommen werden konnte, zwängte sie ihre leichte, zarte Gestalt in den kleinsten Umfang zusammen und erwartete athemlos ihr Schicksal.

Unterdessen schritten Arbaces und der Priester dem geheimen Gemach zu, dessen Schätze Ersterer so sehr gerühmt hatte. Sie befanden sich in einer großen unterirdischen Halle; die niedere Decke wurde von kurzen, dicken Pfeilern getragen, deren Architektur von der griechischen Anmuth jener überfeinerten Periode sehr weit abstand. Die einzige blasse Leuchte in Arbaces Hand warf nur einen unvollkommenen Strahl auf die nackten, rauhen Wände, deren gewaltige Steine ohne Verkittung auf eine seltsame, kunstlose Art in einander gefügt waren. Das gestörte Gewürm starrte die Eindringlinge stumpf an, und verkroch sich dann in den Schatten der Mauern.

Kalenus schauderte, als er umherblickte und die dumpfe, ungesunde Luft einathmete.

„Gleichwohl," bemerkte Arbaces, der sein Grauen wahrnahm, mit einem Lächeln, „gleichwohl sind es diese rauhen Verließe, welche den Stoff zu den Herrlichkeiten der Hallen da oben liefern. Sie gleichen den Arbeitern auf Erden: — wir verachten sie ihrer unansehnlichen Erscheinung wegen, und doch geben sie eben dem Stolz, der so vornehm auf sie herabblickt, seine Nahrung."

„Und wohin führt jene dunkle Gallerie zur Linken?" fragte Kalenus. „Sie scheint in dieser Finsterniß ohne Grenze, als ob sie sich nach dem Hades hinwände."

„Im Gegentheil, sie führt zum Tageslicht empor," erwiederte Arbaces leichthin; „wir müssen unsern Weg nach der rechten Seite zu nehmen."

Die Halle theilte sich, wie viele andere, die über der pompejanischen Erde liegen, am Ende in zwei Flügel oder Gänge, deren Ausdehnung der Wirklichkeit nach nicht sehr bedeutend war, dem Aug aber durch das undeutliche Dunkel, gegen welches die Lampe nur schwach

ankämpfte, beträchtlich vergrößert erschien. Gegen den rechten dieser Flügel lenkten die Beiden jetzt ihre Schritte.

„Der lustige Glaukus wird morgen in kein viel trockeneres und ein viel weniger geräumiges Gemach quartirt werden,“ sagte Kalenus, als sie an dem Ort vorbeikamen, wo die Thessalierin im Schatten des breiten, vorspringenden Pfeilers kauerte.

„Ja, aber ein um so viel trockeneres und größeres Zimmer wird er am folgenden Tag in der Arena haben. Und wenn ich nun denke,“ fuhr Arbaces langsam und bedächtig fort, „wenn ich nun denke, daß ein Wort von Dir ihn retten und den Arbaces seinem Schicksal übergeben könnte!“

„Dieses Wort soll nie gesprochen werden!“ entgegnete Kalenus.

„Recht, mein Kalenus!“ gab ihm Arbaces zurück, indem er den Arm vertraulich auf die Schulter des Priesters legte; „es soll nie gesprochen werden; und jetzt halt — wir stehen vor der Thür.“

Das Licht flackerte gegen ein tief in die Mauer gedrücktes und durch viele eiserne Platten und Bänder wohlverwahrtes Thörchen. Arbaces zog einen kleinen Ring aus dem Gürtel, woran drei oder vier kurze, starke Schlüssel hingen. O wie schlug das gierige Herz des Priesters, als er die rostigen Schlösser knarren hörte, als zürnten sie über den Eintritt zu dem Schatz, den sie hüteten. „Hinein, mein Freund,“ hob Arbaces an, „ich will die Lampe in die Höhe halten, damit Du Deine Augen an den gelben Haufen weiden kannst.“ Der Ungeduldige ließ sich die Einladung nicht zweimal sagen; schnell eilte er auf das Pförtchen zu.

Kaum hatte er die Schwelle hinter sich, als der starke Arm des Egypters ihn vorwärts stieß. „Das Wort soll nie gesprochen werden,“ rief er mit lautem, triumphirenden Gelächter, und schloß die Thüre hinter dem Priester ab.

Kalenus war mehrere Stufen hinabgestürzt, aber ohne die Schmerzen seines Falles im Augenblick zu fühlen, sprang er wieder zu dem Pförtchen empor, schlug mit geballter Faust wild dagegen an,

und rief mit einer Stimme, die mehr dem Geheul eines Thiers, als einem menschlichen Laut glich, so furchtbar war seine Todesangst und Verzweiflung: „o, laß mich los, laß mich los, ich will kein Gold verlangen!"

Die Worte drangen nur unvollkommen durch die massive Thür, und von Neuem lachte Arbaces. Dann stampfte er heftig mit dem Fuß, froh vielleicht, seinem lang verhaltenen Grimm Luft geben zu können:

„Alles Gold Dalmatiens," rief er, „wird Dir keine Brodrinde erkaufen. Verhungere, Elender; Dein Sterbegewinsel wird nicht einmal ein Echo in diesen weiten Hallen erwecken, und selbst kein Lüftchen wird, wenn Du Dir in verzweifelndem Hunger das Fleisch von den Knochen nagst, verrathen, daß so der Mensch zu Grund geht, der den Arbaces bedroht hat und ihn hätte vernichten können! Fahre hin!"

„O, Mitleid, Erbarmen! unmenschlicher Bösewicht! war es darum ......"

Das Uebrige der Rede ging dem Ohr des Egypters, der die düstere Halle langsam zurückkehrte, verloren. Eine plumpe, aufgedunsene Kröte lag bewegungslos in seinem Weg; die Strahlen der Lampe fielen auf die häßliche Ungestalt und das rothe, aufwärts gerichtete Aug. Arbaces wich aus, um ihr keinen Schaden zu thun. „Du bist ekelhaft und widrig," murmelte er, „aber Du kannst mir kein Leid zufügen; darum bist Du sicher auf meinem Pfad."

Indessen drang das Geschrei des Priesters, wenn auch schwach und gedämpft, durch die einschließende Mauer aufs Neue zu dem Egypter. Er blieb stehen und horchte aufmerksam.

„Das ist schlimm!" dachte er, „denn ich kann mich nicht einschiffen, bis diese Stimme auf ewig verhallt ist. Zwar liegen meine Schätze nicht in jenem Kerker, sondern in jedem entgegengesetzten Flügel, aber meine Sklaven dürfen, wenn sie dieselben wegschaffen, seine Stimme nicht hören. Doch wozu mir hierüber Besorgnisse machen? In drei

Tagen müssen diese Töne, wenn er anders noch lebt, bei meines Vaters Bart! schwach genug geworden seyn, und können nicht mehr durch sein Grab dringen. Bei der Isis, es ist kalt! ich sehne mich nach einem guten Schluck gewürzten Falerners."

Damit hüllte sich der reuelose Egypter dichter in seinen Mantel und eilte nach der freien Luft empor.

Dreizehntes Kapitel.

Nydia wendet sich an Kalenus.

Welche Worte des Schreckens und gleichwohl der Hoffnung hatte Nydia vernommen! Den folgenden Tag sollte Glaukus verurtheilt werden; aber noch lebte ein Mensch, der ihn retten und den Arbaces seinem Schicksal zuweisen konnte, und dieser Mensch befand sich nur wenige Schritte von ihrem Versteck! Sie hörte sein Schreien und Stöhnen, sein Fluchen und Beten, wenn es auch nur unterbrochen und halberstickt an ihr Ohr klang. Er war eingekerkert; aber sie wußte um das Geheimniß seiner Haft: konnte sie nur entwischen — konnte sie nur den Prätor aufsuchen, so war der Gefangene noch zu rechter Zeit ans Tageslicht zu bringen, der Athener noch zu retten. Ihre Empfindungen erstickten sie fast; ihr Gehirn schwindelte — sie fühlte, daß ihre Sinne schwanden; aber durch eine mächtige Anstrengung gewann sie wieder die Herrschaft über sich, und nachdem sie mehrere Minuten aufmerksam gehorcht, bis sie überzeugt war, daß Arbaces den Ort ihr und der Einsamkeit überlassen habe, schlich sie, von ihrem scharfen Gehör geleitet, zu der Thür, hinter welcher sich Kalenus befand. Hier vernahm sie die Töne seiner Angst und Verzweiflung deutlicher. Dreimal versuchte sie zu sprechen und dreimal war ihre Stimme zu schwach, um durch die Bohlen der schweren Thür zu dringen. Endlich fand sie das Schloß aus, legte die Lippen an dessen kleine Oeffnung,

und deutlich hörte der Gefangene seinen Namen von einer sanften Stimme aussprechen.

Sein Blut gerann — sein Haar sträubte sich empor. Welches geheimnißvolle, übernatürliche Wesen mochte diese furchtbare Einsamkeit durchdrungen haben? — „Wer da?" rief er in neuer Angst, „welches Gespenst — welche schreckliche Larva ruft den verlorenen Kalenus?"

„Priester," erwiederte die Thessalierin, „ohne daß Arbaces es bemerkte, wurde ich durch die Gunst der Götter Zeugin seines Frevels. Kann ich nur selbst aus diesen Wänden entrinnen, so kann ich Dich retten. Aber laß Deine Stimme durch diese kleine Oeffnung an mein Ohr gelangen, und beantworte meine Fragen."

„O gesegneter Geist!" rief der Priester freudig, indem er Nydias Forderung gehorchte; „rette mich, und ich will selbst die heiligen Gefäße des Altars verkaufen, um Deinen Dienst zu belohnen."

„Ich will nicht Dein Gold — ich will Dein Geheimniß. Hörte ich recht? Kannst Du den Athener Glaukus von der tödtlichen Anschuldigung befreien?"

„Ich kann — ich kann! — Mögen die Furien den schändlichen Egypter verderben! — Hat er mich doch also in die Falle gelockt, um mich verhungern und verfaulen zu lassen!"

„Man klagt den Athener des Mordes an; kannst Du die Anklage widerlegen?"

„Setze mich in Freiheit und das stolzeste Haupt in Pompeji ist nicht sicherer, als jetzt das seinige. Ich sah die That mit an, — ich sah Arbaces den Streich führen; ich kann den wahren Mörder überweisen und die Lossprechung des Unschuldigen bewirken. Geh' ich aber zu Grund, so stirbt auch er. Nimmst Du Antheil an ihm? In meinem Herzen ist die Urne, die ihn verdammt oder losspricht!"

„Und willst Du das, was Du weißt, unbedingt angeben?"

„Ob ich wolle? und wenn die Hölle unter meinen Füßen drohte, ja! Rache über den falschen Egypter — Rache! Rache! Rache!"

Kalenus hatte diese letzten Worte mit knirschenden Zähnen ausgesprochen, und Nydia fühlte, daß gerade in seiner unedlen Leidenschaft die sicherste Gewähr für die Rettung des Atheners liege. Ihr Herz schlug: Sollte ihr wirklich das stolze Loos beschieden seyn, ihren Abgott — den Gegenstand ihrer Anbetung zu retten? „Genug," sprach sie, „die Mächte, die mich hieher gebracht haben, werden mich auch fürder leiten. Ja, ich fühle, daß ich Dich befreien werde! Harre in Geduld und Hoffnung."

„Aber sey vorsichtig, sey klug, mein holdes, unbekanntes Wesen. Versuche nichts bei Arbaces; der ist von Marmor. Geh' zum Prätor; — sag' ihm, was Du weißt; wirke einen Befehl zur Haussuchung aus; bring' Soldaten und kunstverständige Schmiede mit, diese Schlösser sind ausnehmend stark! Die Zeit flieht — ich kann verhungern, wenn Du Dich nicht beeilst! geh — geh! doch halt — es ist schrecklich allein zu seyn; — die Luft ist wie in einer Todtengrube — und die Skorpionen — ha! und die bleichen Gespenster! o bleib', bleib'!"

„Nein," erwiederte Nydia, geängstigt durch seine Angst, und sich sehnend, ruhig mit sich selbst zu Rathe gehen zu können: „Nein, um Deinetwillen muß ich fort. Die Hoffnung sey Deine Gefährtin — lebe wohl!"

Mit diesen Worten schlich sie weg und tappte mit ausgestreckten Armen an den Pfeilern hin, bis sie an die entgegengesetzte Wand der Halle und die Mündung des nach oben führenden Ganges gekommen war. Hier blieb sie stehen. Sie erkannte es als sicherer, zu warten, bis die Nacht so weit vorgeschritten seyn würde, daß das ganze Haus im Schlaf läge, wo sie dann dasselbe unbemerkt verlassen könnte. Noch einmal setzte sie sich also nieder und zählte die trägen Minuten. In ihrem gläubigen Herzen war Freude die vorherrschende Empfindung. Glaukus befand sich in Todesgefahr — aber sie sollte ihn retten!

Vierzehntes Kapitel.

Arbaces und Jone. — Nydia erreicht den Garten. — Wird sie entkommen und den Athener retten?

Nachdem Arbaces sein Blut durch einen reichlichen Trunk von jenem gewürzten, wohlriechenden Wein, der damals bei den Schwelgern so beliebt war, erwärmt hatte, fühlte er sein Herz ungewöhnlich erhoben und freudig. Im Triumph der Schlauheit liegt ein Stolz, der auch, wo sie sich auf einen verbrecherischen Gegenstand bezieht, nicht minder stark zum Gefühl kommen dürfte. Unsere eitle Menschennatur brüstet sich im Bewußtseyn übermächtiger List und selbsterrungener Erfolge, und erst später kommt die furchtbare Gegenwirkung der Reue.

Reue jedoch war nicht die Empfindung, die einen Arbaces aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem Schicksal des verworfenen Kalenus je ergriff. Er verwischte aus seinem Gedächtniß den Gedanken an die langsame Todesqual des Priesters; er fühlte nur, daß eine große Gefahr vorüber und ein möglicher Feind zum Stillschweigen gebracht sey. Was ihm übrig blieb, war blos, den andern Priestern Rechenschaft über das Verschwinden des Kalenus zu geben, und dies hielt er für keine schwierige Sache. Kalenus war von ihm oft zu verschiedenen religiösen Sendungen in die benachbarten Städte gebraucht worden. In irgend einem solchen Auftrag, konnte er versichern, habe er ihn auch jetzt verschickt, etwa um den Altären der Isis in Stabiä und Neapolis sühnende Opfergaben wegen der Ermordung ihres Priesters Apäcides darzubringen. War Kalenus einmal gestorben, so konnte der Leichnam noch vor des Egypters Abreise von Pompeji in den tiefen Sarnus geworfen werden; und wurde er dort je entdeckt, so fiel der Verdacht wahrscheinlich auf die gottesläugnerischen Nazarener, als hätten sie damit für Olinths Tod Rache nehmen wollen. Nicht sobald hatte Arbaces diese Folge von Ränken, wodurch er sich aus der Schlinge ziehen

könnte, eilig an sich vorüber gehen lassen, als er jede Erinnerung an den unglücklichen Priester aus seinem Gemüth verbannte und, ermuthigt von dem Erfolg, der in letzter Zeit all seine Entwürfe gekrönt, seine Gedanken Jonen zuwandte. Als er das letzte Mal bei ihr gewesen, hatte sie ihn durch vorwurfsvollen, bittern Hohn, den seine anmaßende Natur nicht zu ertragen vermochte, von sich getrieben. Jetzt fühlte er sich gekräftigt, den Besuch zu wiederholen; denn seine Leidenschaft für sie war so ziemlich wie bei andern Menschen beschaffen: — es trieb ihn in ihre Nähe, obwohl er in dieser Nähe erbittert und gedemüthigt ward. Aus Schonung für ihren Gram legte er seine dunkeln, unfestlichen Gewänder nicht ab, erneuerte aber die Düfte in den Rabenlocken und brachte die Tunika in die gefälligsten Falten. Eh' er in das Gemach der Neapolitanerin trat, erkundigte er sich bei der dienstthuenden Sklavin außerhalb desselben, ob Jone bereits zur Ruhe gegangen, und auf die Kunde, daß sie noch auf und ungewöhnlich ruhig und gefaßt sey, wagte er sich in ihre Gegenwart. Er fand seine schöne Mündel vor einem Tischchen sitzend, das Gesicht in nachdenklicher Stellung auf beide Hände gelehnt. Dasselbe hatte jedoch nicht den gewöhnlichen hellen, psychenartigen Ausdruck holder Geistesfülle; die Lippen standen offen — das Auge war irr und unaufmerksam, und das lange, schwarze Haar, das unbeachtet und lose über ihren Nacken herabfiel, machte durch seinen Gegensatz die Wangen, die bereits die Rundung ihres Umrisses verloren hatten, noch bleicher.

Arbaces betrachtete sie ein Weilchen, eh' er näher trat. Auch sie schlug die Augen auf, und als sie bemerkte, wer der Ankömmling sey, schloß sie dieselben mit einem Ausdruck von Schmerz, rührte sich aber nicht.

„Ach," hob Arbaces in leisem, ernstem Ton an, indem er ehrfurchtsvoll, ja demüthig näher trat, und sich in einiger Entfernung von dem Tisch niedersetzte, — „ach, daß mein Tod Deinen Haß auslöschen könnte, dann wollte ich freudig sterben! Du thust mir Unrecht, Jone; aber ohne Murren will ich das Unrecht tragen, wenn ich Dich

nur bisweilen sehen darf. Schilt mich, überhäufe mich mit Vorwürfen, verachte mich, wenn Du willst — ich will es tragen lernen. Und ist nicht selbst Dein bitterster Ton süßer für mich, als die Musik der kunstvollsten Leier? Schweigst Du, so scheint die Welt still zu stehen; — die Adern des Herzens stocken; — es gibt keine Erde, kein Leben ohne das Licht Deines Antlitzes und die Melodie Deiner Stimme."

„Gib mir meinen Bruder und meinen Verlobten zurück," sprach Jone mit ruhig bittendem Ton, und ein paar große Thränen rollten unbeachtet ihre Wangen herab.

„O könnt' ich Dir den Einen wiederbringen und den Andern erretten," erwiederte Arbaces mit scheinbarer Rührung. „Ja, um Dich glücklich zu machen, wollte ich meiner unbegünstigten Liebe entsagen, und Deine Hand freudig in diejenige des Atheners fügen. Immer ist es noch möglich, daß er ohne Schandfleck aus dem Gericht hervorgeht" — (Arbaces hatte ihr verborgen gehalten, daß die gerichtliche Verhandlung bereits ihren Anfang genommen); „in diesem Fall sey Dir vollkommene Freiheit gegeben, ihn nach Deinem eigenen Urtheil los zu sprechen oder zu verdammen. Und glaube nicht, o Jone, daß ich Dich weiter mit einer Liebesbitte verfolgen werde. Ich weiß, sie wäre umsonst. Nur weinen, klagen laß mich mit Dir. Vergib mir eine tiefbereute That der Leidenschaft, die nie wiederkehren wird. Laß mich Dir nur wieder seyn, was ich einst gewesen: — ein Freund, ein Vater, ein Beschützer. Ach Jone! habe Mitleid und vergib mir."

„Ich vergebe Dir. Rette nur den Glaukus und ich will ihm entsagen. O mächtiger Arbaces, Deine Kraft vermag viel im Bösen und im Guten: rette den Athener, und die arme Jone will ihn nie wieder sehen."

Mit diesen Worten erhob sie sich schwach und zitternd, fiel ihm zu Füßen und umfaßte seine Kniee:

„Wenn Du mich wirklich liebst, wenn Du Menschengefühl in Dir hast, — so gedenke der Asche meines Vaters, gedenke meiner Kindheit

gedenke all der Stunden, die wir glücklich mit einander verlebt haben, und rette meinen Glaukus!"

Heftige Zuckungen erschütterten den ganzen Körper des Egypters; seine Züge kämpften furchtbar; — er wandte das Gesicht ab und sprach mit hohler Stimme:

„Könnt' ich ihn noch jetzt retten, so wollt' ich es thun, aber das römische Gesetz ist streng. * Indessen, wenn es mir gelänge — wenn

* Es muß dahin gestellt bleiben, ob der Verfasser seine so oft angedeutete Annahme, daß in Pompeji das römische Gesetz schlechthin gegolten habe, auf irgend einen römischen Schriftsteller stütze. Allerdings konnten die italischen Municipalstädte, wenn sie wollten, die römischen Gesetze annehmen, wurden dann als Eine Stadt mit Rom betrachtet und genossen alle Rechte der römischen Bürger, ausgenommen diejenigen, welche man nur erlangte, wenn man in Rom selbst wohnhaft war. Nahmen sie dagegen die römischen Gesetze nicht an, so blieben sie blos verbündete Staaten, und hatten nur das Recht, bei den römischen Legionen zu dienen und kriegerische Ehrenstellen bei denselben zu erlangen. Eher in letzterem Fall, sollte man meinen, müsse sich nach des Verfassers Ansicht Pompeji befunden haben, da er ihm seine eigenen Magistrate u. s. w. zutheilt. Diese waren in solchen verbündeten Städten allerdings fast durchgängig den Römern nachgeahmt; es gab da zwei höchste Obrigkeiten, Duumviri genannt, einen Senat, Aedilen, Prätoren, Censoren u. s. w., so daß, wenn Personen unter diesen Titeln bis jetzt in unserer Geschichte aufgetreten sind, solches kein Verstoß gegen historische Wahrheit ist. In ihren innern Angelegenheiten selbstständig, konnten diese Verbündeten, wie in vorliegendem Fall, auch über Leben und Tod einzelner Individuen entscheiden, ohne vorher mit Rom Rücksprache genommen zu haben. In gleichem Grad, wie die Verfassung, wurden ohne Zweifel auch die Sitten Roms in den Municipalstädten affektirt, und wenn wir Gastmahle, Schauspiele u. s. w. in vorliegender Geschichte gänzlich nach römischem Brauch angeordnet finden, so möchte sich hiegegen wenig einwenden lassen; daß aber durch das ganze Werk eine gewisse Verwirrung hinläuft, wonach Pompeji bald beinah als identisch mit Rom, bald wieder als eine selbstständige Stadt erscheint, wird dem Leser nicht entgangen seyn. Der Uebersetzer.

mirs möglich würde, seine Lossprechung zu bewirken — wolltest Du die Meinige — meine Gattin seyn?“

„Die Deinige?“ wiederholte Jone und stand auf, „die Deinige — Deine Gattin! Noch ist das Blut meines Bruders nicht gerächt: Wer erschlug ihn? O Nemesis! kann ich selbst um das Leben des Glaukus die heilige Pflicht, die Du mir auferlegst, verkaufen? Arbaces — die Deinige? niemals!“

„Jone, Jone!“ rief Arbaces mit Heftigkeit aus, „was sind das für räthselhafte Worte — warum bringst Du meinen Namen mit dem Tode Deines Bruders in Verbindung?“

„Meine Träume verbinden ihn mit demselben, und Träume kommen von den Göttern.“

„Leere Phantasien! Also eines Traumes wegen willst Du den Unschuldigen kränken, und die einzige Möglichkeit, Deinem Geliebten das Leben zu retten, wegwerfen?“

„Höre mich,“ entgegnete Jone fest, mit entschlossener, feierlicher Stimme: „wird Glaukus von Dir gerettet, so will ich nie als Braut in sein Haus einziehen. Aber das Grauen vor der Vermählung mit einem Andern kann ich nicht überwinden: ich kann nicht Deine Gattin werden. Unterbrich mich nicht; hör' mich an, Arbaces! — stirbt Glaukus, so biete ich noch an demselben Tag all Deinen Künsten Troz und laß Dir blos meinen Staub! Entferne immerhin Messer und Gift aus meinem Bereich, — kerkere mich ein, lege mich in Fesseln: einer tapfern Seele, die zu ihrer Befreiung entschlossen ist, fehlen die Mittel nie. Mit diesen Händen, nackt und unbewaffnet, wie sie sind, sollen die Bande des Lebens zerrissen werden. Kette mich an, und diese Lippen werden der Luft entschlossen den Zugang wehren. — Du bist bewandert in der Geschichte, — Du hast gelesen, wie Frauen eher starben, als eine Entehrung duldeten. Geht Glaukus unter, so will ich nicht unwürdig hinter ihm zurückbleiben. Bei allen Göttern des Himmels und des Meeres und der Erde, ich weihe mich dem Tod! — das Wort ist ausgesprochen!“

Hoch, stolz, ihre Gestalt wie eine Begeisterte über das gewöhnliche Maß erhebend, flößte Jone durch Stimme und Haltung ihrem Zuhörer Ehrfurcht ein.

„Tapferes Herz," sprach er nach einer kurzen Pause, „Du bist wirklich werth, die Meinige zu seyn. O wie hab' ich geträumt von solch einer Theilnehmerin meines erhabenen Schicksals, und sie niemals als in Dir gefunden! — Jone," fuhr er rasch fort, „siehst Du denn nicht, daß wir für einander geboren sind? Erkennst Du nicht etwas Deiner eigenen Kraft, Deinem eigenen Muth Verwandtes in meiner stolzen, nur sich selbst gehorchenden Seele? Wir sind geschaffen, unsere Wesen zu vereinigen — einen neuen Geist zu hauchen in diese mattgetretene, grobe Welt; — geschaffen zu mächtigen Geschicken, die meine Seele, das Dunkel der Zeit durchdringend, mit prophetischem Aug voraussieht. Mit einer Entschlossenheit, die der Deinigen gleicht, trotze ich Deiner Drohung unrühmlichen Selbstmordes. Ich begrüße Dich als die Meinige! Königin ferner Küsten, die der Fittich des Römeradlers noch nicht verdunkelt, seine Klaue noch nicht verheert hat, ich neige mich vor Dir in Demuth und Ehrfurcht, aber ich fordere Dich als ein Liebender, Anbetender! Zusammen wollen wir den Ocean durchschiffen — zusammen wollen wir unser Reich auffinden und ferne Jahrhunderte sollen Zeugen der Königsreihe seyn, die aus der Vermählung des Arbaces mit Jonen entsproßt!"

„Du rasest; dergleichen geheimnißvolle Verkündigungen passen eher für eine aberwitzige Alte, die Zaubermittel auf dem Markt verhöckt, als für den weisen Arbaces. Du hast meinen Entschluß gehört, — er ist unerbittlich, wie die Parzen selbst. Der Orkus hat mein Gelübde vernommen, es ist in das Buch des nie vergessenden Hades eingeschrieben. Sühne denn, o Arbaces, sühne die Vergangenheit; verkehre Haß in Achtung, Rachbegierde in Dankbarkeit; erhalte den, der nie Dein Nebenbuhler seyn soll. Ein solches Thun ist Deiner bessern Natur würdig, die Funken von etwas Hohem und Edlerem durchblicken läßt. Es wiegt schwer in der Wagschaale des Todtenrich-

ters und gibt den Ausschlag an jenem Tag, wo die entkörperte Seele schaudernd und angstvoll zwischen Tartarus und Elysium steht; es erfreut das Herz noch im Leben stärker und länger als der vorübergehende Genuß der Leidenschaft. Arbaces, höre mich und laß Dich erflehen!"

„Genug, Jone. Alles, was ich für Glaukus thun kann, soll geschehen; aber mache mir keine Vorwürfe, wenn es erfolglos bleibt. Erkundige Dich selbst bei meinen Feinden, ob ich nicht gestrebt und noch strebe, die Verdammung von seinem Haupt abzuleiten, und beurtheile mich hienach. Schlafe denn, Jone. Es ist spät in der Nacht; ich überlasse Dich ihrer Ruhe; mögest Du freundliche Träume von dem haben, der nur in Dir lebt."

Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich Arbaces schnell; vielleicht weil er sich nicht getraute, die leidenschaftlichen Bitten Jones länger mit anzuhören, die ihn, selbst während sie ihn zum Mitleid hinrissen, mit den Qualen der Eifersucht durchzuckten. Aber das Mitleid kam zu spät. Hätte ihm Jone selbst ihre Hand als Lohn zugesagt, so hätte er doch jetzt, nachdem er sein Zeugniß abgelegt hatte, das Volk zum Blutdurst aufgereizt war, den Athener nicht mehr retten können. Jedoch eben durch die Kraft seines Gemüths immer noch hoffnungsvoll, warf er sich mit ganzer Seele in die Möglichkeiten der Zukunft und glaubte, er werde noch über das Weib triumphiren, das sein Herz also in Fesseln geschlagen hatte.

Während ihn seine Diener für die Nacht entkleiden halfen, durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke an Nydia. Er fühlte die Nothwendigkeit, daß Jone nie etwas von dem Wahnsinn ihres Geliebten erfahre, damit dieser Seelenzustand sein Verbrechen nicht bei ihr entschuldige; nun aber konnten ihr ihre Sklavinnen vielleicht zu wissen thun, daß Nydia unter seinem Dach sey, und sie wünschte die Blinde vielleicht zu sehen. Nicht sobald war diese Vorstellung in ihm aufgeblitzt, als er sich zu einem seiner Freigelassenen wandte:

„Geh' sogleich zu Sosia, Kallias," sprach er, „und sag' ihm, er dürfe die blinde Nydia unter keinerlei Vorwand aus ihrem Zimmer lassen. Doch halt — suche zuerst die Dienerinnen meiner Mündel auf und bedeute sie, ihr nicht zu sagen, daß das blinde Mädchen unter meinem Dach ist. Schnell, fort!"

Jener eilte zu gehorchen. Nachdem er sich seines Auftrags bei Jones Dienerinnen entledigt, suchte er den würdigen Sosia. Da er ihn in der kleinen, zu seinem Schlafgemach bestimmten Zelle nicht fand, rief er ihn laut bei Namen und hörte aus dem anstoßenden Zimmer Nydias seine Stimme antworten:

„O Kallias, bist Du es? die Götter seyen gepriesen! öffne die Thür, ich bitte Dich!"

Der Freigelassene schob den Riegel zurück und das klägliche Antlitz Sosias drängte sich hastig entgegen.

„Was! In Einem Zimmer mit dem jungen Mädchen? schäme Dich? gibt es nicht reife Früchte genug im Haus? warum behilfst Du Dich mit solchen unzeitigen?"

„Nenne die kleine Hexe nicht," unterbrach ihn Sosia ungeduldig, „sie wird mein Verderben seyn!" Und unverweilt theilte er Kallias die Geschichte von dem Luftgeist und der Flucht der Thessalierin mit.

„So kannst Du Dich immerhin aufhängen, Du Unglückssohn! eben komm' ich von Arbaces mit dem Befehl an Dich, sie keinen Augenblick aus dem Zimmer zu lassen!"

„Me miserum!" rief der Sklave. „Was soll ich anfangen? Unterdessen kann sie schon halb Pompeji durchlaufen haben. Aber morgen nehm' ichs auf mich, sie in ihren alten Schlupfwinkeln aufzuspüren. Halte nur reinen Mund, lieber Kallias."

„Ich will Alles thun, was die Freundschaft irgend vermag, so weit mein eigenes Heil dabei nicht leidet. Aber weißt Du gewiß, daß sie das Haus verlassen hat? Noch kann sie sich hier irgendwo versteckt halten."

„Wie wäre das möglich? in den Garten konnte sie gar leicht kommen und die Thür stand, wie ich Dir gesagt, offen.“

„Nein, nicht so; eben in der Stunde, von der Du sprichst, war Arbaces mit dem Priester Kalenus im Garten. Ich ging dahin, um Kräuter für das Bad des Herrn auf morgen zu holen, und bemerkte das ausgesetzte Tischchen gar wohl; aber ich weiß gewiß, daß die Gartenthüre eingelegt war. Ohne Zweifel war Kalenus durch den Garten eingetreten, und hatte die Thür hinter sich wieder zugemacht.“

„Aber eigentlich verschlossen wurde sie doch nicht.“

„O ja; denn ich selbst, erbost über eine Nachläßigkeit, welche die Bronçen im Peristyl der Gnade des nächsten besten Diebs anheimstellte, drehte den Schlüssel um, nahm ihn mit mir und — denn ich fand den Sklaven, vor den die Sache gehört, nicht, sonst würd' ich ihm tüchtig die Meinung gesagt haben! — hier steckt er noch jetzt in meinem Gürtel.“

„O gnädiger Bacchus, so hab' ich doch nicht umsonst zu Dir gefleht. Verlieren wir keinen Augenblick; komm gleich mit mir in den Garten — vielleicht ist sie noch dort!“

Der gutmüthige Kallias gab seine Einwilligung, und nachdem sie zuvor die nächstgelegenen Gemächer und die Winkel des Peristyls durchsucht, traten sie in den Garten. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Nydia beschlossen, ihr Versteck zu verlassen, um sich an ihr Unternehmen zu wagen. Leicht, zitternd, mit angehaltenem Athem, den sie hie und da wiederum krampfhaft in sich zog, — jetzt an den blumenbekränzten Säulen des Peristyls vorüberhuschend, — jetzt den stillen Mondschein auf dessen eingelegten Boden mit ihrem Schatten durchkreuzend, — bald auf der Gartenterrasse, bald unter den düstern, lautlosen Bäumen, — erreichte sie endlich die verhängnißvolle Thür, und fand sie — verschlossen! Wir Alle haben schon jenen Ausdruck des Schmerzes, der Ungewißheit, der Angst gesehen, den ein plötzlich zum Bewußtseyn kommender Irrthum des Tastsinnes auf dem Gesicht eines Blinden hervorruft. Welche Worte aber vermöchten das tiefe Wehe,

das Hinabsinken des ganzen Herzens zu malen, das jetzt auf den Zügen der Thessalierin sich aussprach? Wieder und wieder streiften die kleinen, zitternden Hände über die unerbittliche Thür hin. Armes Kind! umsonst war dein edler Muth, deine unschuldige List, deine Künste, um dem Jäger und seiner Meute zu entgehen! Nur wenige Schritte von dir stehen deine Verfolger, lachen über deine Bemühungen, — deine Verzweiflung; — wissen wohl, daß du ihnen jetzt verfallen bist, und warten mit grausamer Geduld den rechten Moment ab, ihre Beute zu fassen! — Glückliche, daß du sie wenigstens nicht sehen kannst!

„Still Kallias! — laß sie machen. Sehen wir, was sie anfängt, wenn sie sich überzeugt hat, daß die Thür sie nicht ausläßt.“

„Sieh, sieh! sie erhebt das Gesicht zum Himmel — sie murmelt etwas vor sich hin; — sie sinkt trostlos nieder! doch nein! sie hat einen neuen Plan! sie gibt sich noch nicht gefangen! Beim Jupiter, ein zähes Köpfchen! Schau, sie springt auf — sie wendet ihre Schritte zurück — es fällt ihr ein anderer Ausweg ein! Ich rathe Dir, Sosia, warte nicht länger: packe sie, eh' sie sich aus dem Garten wegmacht; da!“

„Ha! Wegläuferin, hab' ich Dich?“ rief Sosia und faßte die Unglückliche.

Wie der letzte, menschenähnliche Ton des Wildes in den Fängen der Hunde, — wie der gellende Schreckensruf, den ein jählings erwachter Nachtwandler ausstößt, war der Schrei des blinden Mädchens, als sie den plötzlichen Griff ihres Kerkermeisters fühlte. Es war ein Schrei jener höchsten Todesqual, jener vollendeten Verzweiflung, die nie mehr aus dem Ohr dessen, der sie vernommen, weicht. Sie hatte die Empfindung, als würde dem untersinkenden Glaukus das letzte rettende Brett aus den Händen gerissen. Leben und Tod waren einander unentschieden gegenüber gestanden, und jetzt hatte der Tod das Spiel gewonnen!

„Götter!“ rief Kallias, „dieses Geschrei wird das Haus in Allarm bringen! Arbaces hat einen leisen Schlaf. Stopf' ihr den Mund!“

„Ja, da hab' ich noch das Tuch, womit mir die junge Hexe den Verstand wegzauberte! — so ists recht; jetzt bist Du auch stumm, nicht nur blind."

Und die leichte Last in den Armen forttragend, erreichte Sosia das Haus und sofort das Zimmer, aus welchem Nydia entflohen war. Hier erst nahm er ihr den Knebel wieder ab, und überließ sie einer Einsamkeit, deren Schrecken und Qualen der Hades selbst kaum überbieten konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Antheil unserer guten Freunde an unserem Unglück. — Der Kerker und seine Opfer.

Es war am Abend des dritten und letzten Gerichtstags über Glaukus und Olinth. Wenige Stunden, nachdem die Sitzung aufgehoben und das Urtheil gefällt worden, hatte sich eine kleine Gesellschaft junger pompejanischer Elegants um den üppigen Tisch des Lepidus versammelt.

„So läugnete denn Glaukus sein Verbrechen bis zum letzen Moment?" bemerkte Klodius.

„Ja, aber die Angabe des Arbaces überzeugte die Richter; dieser sah, wie der Streich geführt wurde," erwiederte Lepidus.

„Was kann wohl die Ursache gewesen seyn?"

„Nun der Priester war ein verdrossener, finsterer Kerl. Wahrscheinlich schalt er den Glaukus wegen seines lustigen Lebens und seines Hanges zum Spiel tüchtig aus, und schwor endlich darauf, er werde seine Einwilligung zu der Vermählung mit Jone nicht geben. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel; Glaukus scheint des Bacchus ziemlich voll gewesen zu seyn, und that im Jähzorn einen tödtlichen Stoß. Die Aufreizung des Weines, die heftigen Gewissensbisse brachten den Wahnsinn über ihn, an welchem er einige Tage lang litt; und wohl

kann ich mir vorstellen, daß der arme Junge, noch immer wirr von dieser Seelenstörung, selbst jetzt von dem Verbrechen nichts weiß, das er begangen hat. So wenigstens ist die scharfsinnige Vermuthung des Arbaces, der in dem abgelegten, gerichtlichen Zeugniß sehr freundlich und schonend zu Werk gegangen zu seyn scheint."

„Ja, er hat sich dadurch die allgemeine Zuneigung gewonnen. Jedoch in Anbetracht dieser mildernden Umstände sollte der Senat auch seinen Spruch gemildert haben."

„Das würde er auch, wäre das Volk nicht; aber dieses war voller Wuth. Die Priester hatten keine Mühe gespart, es zu erbittern; die blutdürstigen Bestien stellten sich vor, Glaukus werde losgesprochen, blos weil er reich und vornehm ist, und eben deßwegen waren sie ganz verhärtet gegen ihn und doppelt versessen auf seine Verdammung. Der Senat mußte einwilligen, daß er der Rechte eines Bürgers beraubt und somit zum Tod verurtheilt wurde; freilich war bei all dem nur eine Mehrzahl von drei Stimmen gegen ihn. Holla! Wein von Chios!"

„Er sieht sehr verändert aus, aber dennoch gefaßt und furchtlos."

„Nun wir werden sehen, ob seine Festigkeit anhält bis morgen. Indessen welchen Werth kann der Muth haben, wenn selbst dieser gotteslängnerische Hund, der Olinth, die gleiche Fassung zeigt?"

„Ja, dieser Gotteslängner!" rief Lepidus mit frommem Zorn; „kein Wunder, daß noch vor zwei Tagen ein Dekurio durch einen Blitz aus heiterem Himmel erschlagen wurde.* Die Götter sind erboßt auf Pompeji, so lang der schändliche Beflecker ihres Heiligthumes in ihren Mauern lebt."

„Gleichwohl verfuhr der Senat so milde, daß, wenn Olinth nur Reue bezeugt, und einige Körner Weihrauch auf dem Altar der Cybele verbrannt haben würde, man ihn hätte laufen lassen. Ich zweifle, ob diese Nazarener, bildeten sie die herrschende Religion, so duldsam gegen

* Plinius erzählt, unmittelbar vor dem Ausbruch des Vesuvs sey einer der Municipaldekurionen von einem Blitz aus wolkenlosem Himmel getödtet worden.

uns seyn würden, wenn wir das Bild ihres Gottes niedergeschlagen, ihre Gebräuche verhöhnt und ihren Glauben verläugnet hätten."

„Auch dem Glaukus gestattet man in Anbetracht der mildernden Umstände eine Möglichkeit der Rettung; man erlaubt ihm gegen den Löwen denselben Stilus zu gebrauchen, womit er den Priester erstach."

„Hast Du den Löwen gesehen? Hast Du seine Sehnen und Klauen bemerkt, und nennst das eine Möglichkeit? Wären doch Schwert und Schild ein bloser Strohhalm gegen den Angriff des mächtigen Thieres! Nein, ich glaube, die wahre Milde bestand darin, daß man ihn nicht lange ungewiß ließ, und es war daher ein Glück für ihn, daß unsere wohlwollenden Gesetze langsam in Sprechung, aber schnell in Ausführung des Urtheils sind, und daß die Spiele des Amphitheaters, wie durch eine Art weiser Vorsicht, schon seit so lange auf morgen festgesetzt waren. Wer auf den Tod warten muß, stirbt zweimal."

„Was den Gottesläugner betrifft," bemerkte Klodius, „so muß er es mit dem grimmigen Tiger mit unbewehrter Hand aufnehmen. Auf einen solchen Kampf kann man nicht wetten. Oder will Einer die Wette aufnehmen?"

Ein schallendes Gelächter drückte aus, wie lächerlich eine solche Frage sey.

„Armer Klodius!" rief der Wirth, „einen Freund zu verlieren, will etwas heißen; aber Niemand zu finden, der auf die Möglichkeit seiner Errettung mit Dir wettet, ist noch ein schlimmeres Unglück für Dich."

„Ja, das ist wirklich zu arg; für ihn und für mich würde noch einiger Trost in dem Gedanken gelegen seyn, daß er durch seinen Tod doch noch Nutzen schaffe."

„Das Volk," bemerkte der gestrenge Pansa, „ist mit dem Ergebniß sehr wohl zufrieden. Groß war die Angst, die Spiele im Amphitheater möchten ohne einen Verbrecher für die Thiere vorübergehen, und nun auf einmal zwei solche Verbrecher zu bekommen, ist in der

That eine Freude für die armen Bursche! Sie arbeiten hart, sie müssen auch ihren Spaß haben.“

„Das sprach der Volksfreund Pansa, der keinen Schritt thut ohne einen Schweif von Klienten, so lang wie ein indischer Triumphzug. Immer führt er das Volk im Mund. Götter! endlich wird er gar ein Gracchus!“

„Allerdings bin ich kein anmaßlicher Aristokrat,“ entgegnete Pansa mit einer Großmuthmiene.

„Ei,“ erwiederte Lepidus, „es dürfte auch ziemlich gefährlich seyn, am Vorabend eines Thiergefechts den Mitleidigen spielen zu wollen. Ergeht je über mich eine gerichtliche Verhandlung, so flehe ich zu Jupiter, daß gerade keine wilde Thiere in den öffentlichen Ställen, oder eine hinlängliche Menge von Spitzbuben in dem Kerker seyn mögen.“

„Und was,“ fragte Einer aus der Gesellschaft, „was ist denn aus dem armen Mädchen geworden, die Glaukus heirathen wollte? Eine Wittwe, ohne Gattin gewesen zu seyn — Das ist hart!“

„O,“ gab ihm Klodius zurück, „die ist sicher unter dem Schutz ihres Vormunds Arbaces. Natürlich begab sie sich nach dem Verlust des Geliebten und des Bruders zu ihm.“

„Bei der Venus, Glaukus hatte Glück bei den Weibern! man sagt, die reiche Julia sey in ihn verliebt gewesen.“

„Eine reine Fabel, mein Freund!“ erwiederte Klodius geckenhaft; „ich war heute bei ihr. Hatte sie je eine Empfindung dieser Art, so schmeichle ich mir, sie getröstet zu haben.“

„Still,“ rief Pansa, „wißt Ihr nicht, daß Klodius sich gegenwärtig in Diomeds Hause damit abgibt, auf die Fackel zu blasen? sie fängt an zu brennen und wird bald hell leuchten vor Hymens Altar.“

„Steht es so?“ fragte Lepidus. „Was, Klodius ein Ehemann werden? — Pfui!“

„Laß Dir darum nicht bang seyn,“ antwortete Klodius. „Der alte Diomed ist entzückt von der Vorstellung, seine Tochter an einen

Edelmann zu verheirathen, und wird es an Sesterzen nicht fehlen lassen. Ihr werdet sehen, daß ich mein Geld nicht im Atrium verschließe. Der Tag, wo Klodius eine Erbin heirathet, soll ein weißer für seine lustigen Freunde seyn."

„Sprichst Du so?" rief Lepidus. „So komm, einen vollen Becher auf die Gesundheit der schönen Julia."

Während an dem üppigen Tisch des Lepidus dieses Gespräch geführt wurde — ein Gespräch, das zu der gewöhnlichen Sinnesart der Schwelger jener Zeit paßte, und noch vor hundert Jahren in den sittenlosern Zirkeln von Paris ein Echo gefunden haben dürfte, gähnte den jungen Athener eine ganz andere Umgebung düster an.

Nach seiner Verdammung war Glaukus nicht mehr der sanften Obhut Sallusts, des einzigen Freundes in seinem Unglück, anvertrant worden. Man führte ihn über das Forum, wo seine Wächter endlich vor einem Thürchen an der Seite des Jupitertempels still hielten. Noch jetzt kann man den Ort sehen. Die Thür öffnete sich von der Mitte aus auf eine etwas seltsame Art, indem sie sich wie ein modernes Drehkreuz (Triller) um ihre Angeln bewegte, so, daß zu einer und derselben Zeit immer nur der halbe Raum zwischen ihren Pfosten offen stand. Durch diesen engen Zugang schoben sie den Gefangenen, setzten ein Brod und einen Wasserkrug vor ihn, und überließen ihn der Finsterniß und, wie er glaubte, der Einsamkeit.

So schnell war die Umwälzung gewesen, die ihn von der palmenreichen Höhe jugendlicher Freuden und begünstigter Liebe in den tiefsten Abgrund der Schande, und in die Schrecken eines höchst blutigen Todes gestürzt hatte, daß er kaum das Gefühl von sich abwehren konnte, als liege er in den Banden eines furchtbaren Traumes. Seine elastische, herrliche Gesundheit hatte über einen Trank gesiegt, dessen größern Theil er glücklicherweise nicht zu sich genommen; Sinn und Bewußtseyn waren ihm zurückgekehrt, aber immer noch drückte ein dumpfer Nebel auf seine Nerven und verdunkelte seinen Geist. Seine natürliche Unerschrockenheit und der edle griechische Stolz hatten ihm

Kraft gegeben, jede unziemliche Angst zu verwinden, und seinem schauderhaften Loos im Gerichtssaal mit fester Haltung und unverwandtem Auge entgegenzusehen. Aber die Gewißheit der Unschuld reichte kaum hin, ihn auch da noch aufrecht zu halten, wo der Blick der Menge seinen hohen Muth nicht länger entflammte, und er der Einsamkeit und der Stille hingegeben war. Fröstelnd fühlte er den Kerkerdunst auf seinen geschwächten Körper herabsinken — auf ihn — den wähligen, schwelgerischen, verfeinerten Menschen, der bis jetzt keiner Beschwerde getrotzt, keinen Gram gekannt hatte! Das schöne Vögelchen, das er war! warum hatte es seinen fernen, sonnigen Himmel, — die Olivenhaine seiner vaterländischen Hügel, — die Musik ihrer ewigen Ströme verlassen müssen? warum hatte es sein glänzendes Gefieder muthwillig unter diese harten, seinem Wesen widersprechenden Fremdlinge getragen, und das Auge mit seinen prächtigen Farben geblendet, das Ohr mit seinem lieblichen Gesang entzückt, um plötzlich also gefangen und in ein dunkles Käfig gesteckt, zugleich Opfer und Beute zu werden: — auf immer gehemmt sein fröhlicher Flug, auf immer zum Schweigen gebracht seine heitern Lieder? Der arme Athener! selbst seine Fehler waren nur das Uebermaß einer edeln, freudigen Natur gewesen, und wie wenig hatte ihn seine bisherige Laufbahn für die Prüfungen gestählt, die er jetzt bestehen mußte! Das Hohngezisch der Menge, unter deren jauchzendem Zuruf er so oft seinen zierlichen Wagen und seine bäumenden Rosse dahingeführt hatte, tönte noch immer zermalmend in sein Ohr. Die kalten, steinernen Gesichter seiner ehemaligen Freunde, der Genossen seiner fröhlichen Gelage, tauchten noch immer vor seinen Blicken auf. Kein Mensch war jetzt da, der den bewunderten, geschmeichelten Fremden gestützt, getröstet hätte. Diese Mauern öffneten sich ihm nur, um auf der furchtbaren Arena einem gewaltsamen, entehrenden Tod entgegen zu gehen. Und Jone! auch von ihr hatte er nichts gehört; kein ermuthigendes Wort, keine bemitleidende Botschaft; auch sie hatte ihn verlassen! sie hielt ihn für schuldig! — und welchen Verbrechens? der Ermordung ihres Bruders!

Er knirschte mit den Zähnen — er stöhnte laut — und plötzlich durchzuckte ihn eine schreckliche Angst. Konnte er nicht in jenem wilden, furchtbaren Wahnsinn, der seine Seele auf so unbegreifliche Weise erfaßt, sein aus den Fugen gewichenes Gehirn zerstört hatte, das Verbrechen, dessen er angeklagt war, wirklich, ohne daß er darum wußte, begangen haben? Doch so schnell ihn dieser Gedanke durchblitzte, so rasch war derselbe auch überwältigt, denn trotz aller Dunkelheit hinter ihm glaubte er doch ganz deutlich den dämmernden Hain der Cybele, das aufwärts gekehrte Gesicht des bleichen Todten, sein eigenes Stehenbleiben neben dem Leichnam und den plötzlichen Stoß, der ihn zu Boden geworfen, in der Erinnerung zu haben. Er war von seiner Unschuld überzeugt; aber Wer mochte, selbst in der spätesten Zeit, wenn seine verstümmelten Gebeine längst mit dem Staub vermischt waren, ihn für schuldlos halten und seinen Namen retten? Wenn er seiner letzten Zusammenkunft mit Arbaces und der Ursachen zur Rache, die ins Herz dieses dunkeln, furchtbaren Menschen geworfen worden, gedachte, konnte er sich des Glaubens nicht erwehren, daß er das Opfer einer tief angelegten, räthselvollen Hinterlist sey, deren Geheimhaltung er mit seinem Leben bezahlen müsse. Und Jone — Arbaces liebte sie — sollte sein Untergang dem Nebenbuhler den Sieg bereiten? Dieser Gedanke durchschnitt ihm das Herz tiefer als alles Andere, und sein edles Gemüth war mehr von Eifersucht gequält, als durch Furcht entmuthigt. Aufs Neue ächzte er laut.

Eine Stimme hinten aus dem Dunkel hervor antwortete auf diesen Ausbruch des Schmerzes. „Wer," fragte sie, „ist mein Gefährte in dieser furchtbaren Stunde? Athener Glaukus, bist Du es?"

„So nannte man mich wirklich in der Zeit meines Glückes; vielleicht haben sie jetzt andere Benennungen für mich. Und Dein Name, Fremdling?"

„Ist Olinth, Dein Genosse im Kerker, wie vor Gericht."

„Was! Der, den man den Gottesleugner nennt? Hat Dich viel-

leicht die Ungerechtigkeit der Menschen dahin gebracht, die Vorsehung der Götter zu leugnen?“

„Ach,“ erwiederte Olinth, „Du, — nicht ich — bist der wahre Gottesleugner, denn Du leugnest den einzig wahren Gott — den Unbekannten, — dem Deine athenischen Väter einen Altar errichtet haben. In dieser Stunde ist es, wo ich meinen Gott fühle. Er ist mit mir im Kerker; sein Lächeln durchdringt das Dunkel; am Vorabend des Todes flüstert mir mein Herz von Unsterblichkeit, und die Erde tritt nur vor mir zurück, um die müde Seele dem Himmel näher zu bringen.“

„Sag mir,“ fragte Glaukus plötzlich, „hörte ich während der gerichtlichen Verhandlung nicht Deinen Namen in Verbindung mit demjenigen des Apäcides? Hältst Du mich für schuldig?“

„Gott allein liest das Herz; aber mein Verdacht ruhte nicht auf Dir.“

„Auf Wem denn?“

„Auf Deinem Ankläger, Arbaces.“

„Ha! Du gibst mir neues Leben; und warum auf Arbaces?“

„Weil ich die bösen Gesinnungen des Mannes kenne und er Ursache hatte, den Ermordeten zu fürchten.“ Olinth fuhr fort, Glaukus über diejenigen Umstände zu benachrichtigen, die der Leser bereits kennt; — nämlich seine Unterredung mit Apäcides, den Plan, den er mit Diesem zur Enthüllung der egyptischen Priestergaukeleien und der Verführungskünste des Arbaces gegen die jugendliche Schwäche des Neubekehrten, verabredet. „Hat daher,“ schloß Olinth seinen Bericht, — „hat der Verstorbene den Arbaces begegnet, ihm seine Verrätherei vorgehalten und mit deren Offenbarung gedroht, so mochten Ort und Stunde dem Zorn des Egypters gar wohl zu Hülfe gekommen, und der Todesstreich eben so wohl eine Folge schlauer Berechnung als leidenschaftlicher Wuth gewesen seyn.“

„Es ist nicht anders möglich!“ rief Glaukus freudig aus: „ich bin glücklich!“

„Aber was hilft Dir diese Entdeckung jetzt, Unglücklicher? Du bist verurtheilt und wirst trotz Deiner Schuldlosigkeit untergehen.“

„Doch ich selbst werde wenigstens wissen, daß ich schuldlos bin, während ich bisher in Betracht meines geheimnißvollen Wahnsinnes furchtbare, wenn auch nur vorübergehende Zweifel nähren mußte. Aber sag mir, Du Mann eines fremden Glaubens, bist Du der Ansicht, daß wir auch für kleine Fehler oder anererbte Gebrechen von den Mächten da oben, welchen Namen Du ihnen nun geben magst, verstoßen und verflucht werden?“

„Gott ist gerecht und verstößt seine Geschöpfe wegen menschlicher Schwächen nicht. Gott ist barmherzig und verflucht blos die Sünder, die nicht bereuen.“

„Aber mir war es, als sey durch göttlichen Zorn ein plötzlicher Wahnsinn über mich gekommen — eine übernatürliche, nicht durch menschliche Mittel hervorgebrachte Sinnenverrückung.“

„Es gibt,“ erwiederte der Nazarener schaudernd, „böse Geister auf der Erde, so gut es einen Gott und seinen Sohn im Himmel gibt, und da Du den Letztern nicht anerkennest, so mögen die erstern Macht über Dich gehabt haben.“

Glaukus gab keine Antwort und eine Stille von mehreren Minuten trat ein. Endlich fragte der Athener mit veränderter, sanfter, halb zaudernder Stimme: „Christ, gehört es zu den Lehren Deines Glaubens, daß die Todten fortleben; — daß die, welche hier geliebt, später wieder vereinigt werden; — daß jenseits des Grabes unser Name von dem Qualm der Sterblichkeit, der ihn vor den groben Augen der Welt ungerechterweise verdunkelte, frei wird und die durch Wüsten und Felsen getrennt gewesenen Bäche im heiligen Hades wieder zusammentreffen und von Neuem in Einem Bette fließen?“

„Ob Das zu meinem Glauben gehöre, o Athener? Nein, ich glaube es nicht, ich *weiß es*: — und diese schöne und selige Gewißheit ist es, die mich jetzt aufrecht hält. — O Cyllene!“ fuhr Olinth warm fort, — „Braut meines Herzens! mir im ersten Monat unserer

Vermählung entrissen, werde ich Dich nicht in wenigen Tagen sehen? Willkommen, willkommen Tod, der mich in den Himmel und zu Dir bringt!"

Es lag etwas in diesem plötzlichen Gefühlausbruch, das an eine verwandte Saite in der Seele des Griechen rührte. Zum erstenmal empfand er eine stärkere Sympathie als die des bloßen Unglücks zu seinem Gefährten. Er kroch näher gegen Olinth, denn so blutdürstig die Italiener in einigen Beziehungen waren, so bewiesen sie doch in andern keine unnöthige Grausamkeit: sie vermieden den abgesonderten Kerker und die überflüssige Kette, * und ließen den Opfern der Arena den traurigen Trost einer Freiheit und Gesellschaft, wie sie ein Gefängniß zu geben vermag.

„Ja," fuhr der Christ in heiligem Eifer fort, „die Unsterblichkeit der Seele, — die Auferstehung, — die Wiedervereinigung der Todten ist die große Grundlehre unseres Glaubens, die große Wahrheit, zu deren Verkündigung und Verbürgung ein Gott selbst den Tod erlitt. Kein gefabeltes Elysium, — kein dichterischer Orkus, sondern eine reine, strahlende Ererbung des Himmels selbst ist der Antheil der Guten."

„Sag mir denn Deine Lehren und erläutere mir Deine Hoffnungen," entgegnete Glaukus ernst.

Olinth verfehlte nicht auf diese Bitte einzugehen und so ergoß denn, wie so oft in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, das

* Doch hatten auch schon die Römer Ketten, Fuß-, Hand- und Halseisen für die Verbrecher, so wie eine hölzerne Maschine mit Löchern, columbar genannt, worein die Füße und bisweilen Hände und Hals gelegt wurden. Auch schloß man, wenigstens bei Sklaven, einen schweren, ausgehöhlten Kloz oberhalb der Knie an den Dickbeinen so an, daß er zum Sitz dienen und Tag und Nacht mit umhergeschleppt werden mußte, was dann eben so schmerzhafte und beschwerliche, als der Gesundheit nachtheilige Folgen hatte. Nicht zu gedenken der Ketten, welche die das Feld bestellenden Sklaven in der Regel nicht zur Bestrafung, sondern blos weil es so Sitte war, tragen mußten.

aufdämmernde Evangelium im Dunkel des Kerkers und vor den Thoren des Todes seine milden, heiligenden Strahlen.

Sechszehntes Kapitel.

Für Glaukus tritt ein Wechsel der Umstände ein.

In langsamer Qual zogen die Stunden über Nydias Haupt hin, seit sie in ihr Gemach zurückgebracht worden war.

Sosia, als fürchte er sich, abermals überlistet zu werden, hatte seinen Besuch bei ihr bis spät am Morgen des folgenden Tages verschoben, und auch dann den Korb mit Speise und Trank nur eilig hereingestellt und die Thüre sogleich wieder verschlossen. Der Tag verging und Nydia fühlte sich in der Stunde, wo das Urtheil über Glaukus gefällt wurde, und ihre Freiheit ihn gerettet haben würde, hinter unerbittlichen Schlössern! Im Gefühl jedoch, daß auf ihr, so unmöglich ihr Entkommen auch schien, die einzige Möglichkeit beruhe, den Geliebten zu retten, beschloß das Mädchen, trotz ihrer Schwachheit, trotz den Stürmen ihres überreizten Gemüths, sich keiner Verzweiflung hinzugeben, die sie unfähig gemacht haben würde, eine sich etwa noch darbietende Gelegenheit zu benutzen. Mit gewaltsamer Anstrengung behielt sie ihre Besinnung, so oft diese auch in dem Strudel unerträglicher Gedanken kreiste und wankte; ja sie nahm Speise und Trank, damit sie bei Kräften bliebe — damit sie *bereit seyn möchte*.

Zu ihrer Befreiung wälzte sich Plan auf Plan durch ihre Seele, und jeden mußte sie wieder aufgeben. Immer jedoch blieb Sosia ihre einzige Hoffnung, das einzige Werkzeug, das sie gebrauchen konnte. Er war abergläubisch gewesen in der Aussicht Kunde darüber zu erlangen, ob er seine Freiheit endlich erkaufen werde. Mächtige Götter! konnte er nicht etwa durch die Freiheit selbst gewonnen werden? War sie nicht beinah reich genug, ihm dieselbe zu erkaufen? Ihre zarten

Arme waren mit Bändern, Geschenken von Jone, bedeckt, und um ihren Hals hing jene Kette, die, wie man sich erinnern wird, ihre eifersüchtigen Vorwürfe gegen Glaukus veranlaßt, und welche sie sofort immer zu tragen angelobt hatte. Mit brennendem Herzen harrte sie auf Sosias Ankunft; als jedoch Stunde um Stunde verschwand, und er nicht erschien, ergriff sie peinigende Ungeduld. Jeder ihrer Nerven zuckte fieberhaft; sie vermochte die Einsamkeit nicht länger zu tragen — sie stöhnte, sie schrie laut, sie warf sich gegen die Thür. Ihr Angstruf hallte weit hin im Hause wieder und Sosia eilte höchst ärgerlich herbei, um zu sehen was es gebe und seine Gefangene wo möglich zum Stillschweigen zu bringen.

„Holla, was ists?“ fragte er unmuthig. „Kleine Sklavin, wenn Du mit diesem Gekreisch fortfährst, so müssen wir Dir einen Knebel in den Mund legen. Meine Schultern müßten dafür büßen, wenn Dich der Herr zu hören bekäme.“

„Lieber Sosia, schelte mich nicht — ich kann es nicht ertragen so lang allein zu seyn,“ entgegnete Nydia; „die Einsamkeit macht mir bang. Ich bitte Dich, setze Dich nur ein Wenig zu mir. Sorge nicht, daß ich wieder aufs Entkommen ausgehe; setze Deinen Stuhl vor die Thür; — halte das Aug stets auf mich, ich will mich nicht vom Platz bewegen.“

Sosia, selbst ein gewaltiger Freund vom Schwatzen, wurde durch diese Anrede gerührt. Er fühlte Mitleid mit einem Wesen, das Niemand zum Plaudern hatte; das Gleiche war sein eigener Fall; er fühlte Mitleid und beschloß — sich selbst von der Qual zu erlösen! Nydias Wink benutzend setzte er einen Stuhl vor die Thür, lehnte den Rücken gegen dieselbe und erwiederte:

„Ich will wahrhaftig nicht griesgrämig gegen Dich seyn, und Dir, so weit ein kleines, unschuldiges Geplauder geht, gern Deinen Willen thun. Aber laß Dirs gesagt seyn: keine Tücken — keine Geisterbeschwörungen!“

„Nein, nein! Sage mir, lieber Sosia, welche Zeit ist es?“

„Es ist bereits Abend, die Ziegen kehren nach Haus."

„O Götter! wie ging es mit dem Gericht?"

„Beide verurtheilt!"

Nydia unterdrückte den Schmerzesruf, der in ihr aufsteigen wollte. „Gut, gut; ich dachte wohl, es würde so gehen. Wann werden sie den Tod erleiden?"

„Morgen im Amphitheater: wärst Du nicht, kleine Hexe, so bekäme ich auch Erlaubniß hinzugehen und zuzuschauen."

Nydia lehnte sich für einige Augenblicke zurück; — weiter zu tragen, vermochte die Natur nicht; — sie war in Ohnmacht gesunken. Aber Sosia bemerkte es nicht, denn es war Abenddämmerung und er voll von den Entbehrungen, die er selbst zu erdulden hatte; er verbreitete sich in Wehklagen über die Einbuße eines so herrlichen Schauspiels und über die Ungerechtigkeit des Arbaces, der gerade ihn unter allen seinen Genossen ausgewählt habe, um das Amt eines Kerkermeisters zu übernehmen. Ehe er damit zu Ende gekommen, war Nydia mit einem tiefen Seufzer ihrer Sinne wieder Meisterin geworden.

„Du seufzest über mein Unglück, Blinde; nun Das ist doch einiger Trost; so lange Du anerkennest, wie theuer Du mir zu stehen kommst, will ich mir Mühe geben, nicht zu schelten; es ist hart, schlimm behandelt und nicht einmal dafür bemitleidet zu werden."

„Sosia, wie viel brauchst Du noch, um Deine Freiheit erkaufen zu können?"

„Wie viel? nun ungefähr zweitausend Sesterze."

„Die Götter seyen geprießen! nicht mehr? siehst Du diese Armbänder und diese Kette? — sie sind wohl doppelt so viel werth. Ich will sie Dir geben, wenn . . . ."

„Versuche mich nicht, ich kann Dich nicht freilassen; Arbaces ist ein strenger, schrecklicher Herr. Wer weiß, ob ich nicht den Fischen des Sarnus zum Futter würde. Ach alle Sesterze in der Welt könnten mich dann nicht ins Leben zurückkaufen. Besser ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe. —"

„Sosia, Deine Freiheit! bedenke es wohl; wenn Du mich hinausläßest, auch nur eine kleine Stunde lang! — Laß mich um Mitternacht aus; ich will vor der Morgendämmerung zurückkehren; ja Du selbst kannst mit mir gehen."

„Nein," erwiederte Sosia hartnäckig: „ein Sklave war dem Arbaces einmal ungehorsam, und nie hat man wieder von ihm gehört."

„Aber das Gesetz gestattet dem Herrn keine Gewalt über das Leben des Sklaven."

„Das Gesetz ist sehr gütig, aber es richtet mit dieser Artigkeit nicht viel aus; ich weiß, daß Arbaces das Gesetz immer auf seine Seite bekommt. Ueberdies, wenn ich einmal todt bin, welches Gesetz kann mich ins Leben zurückbringen?"

Nydia rang die Hände: „So gibt es denn keine Hoffnung?" rief sie krampfhaft aus.

„Zum Wegkommen keine, bis Arbaces es erlaubt."

„Gut denn; wenigstens wirst Du mir nicht versagen, einen Brief zu bestellen; dafür kann Dich Dein Gebieter nicht tödten."

„Einen Brief? an Wen?"

„An den Prätor."

„An eine obrigkeitliche Person? nein! ich nicht: — man könnte mich vor Gericht zum Zeugen nehmen, und Sklaven werden nur auf der Folter verhört." *

„Verzeihung; ich meinte nicht den Prätor — das Wort entschlüpfte mir wider Willen; ich meinte einen ganz Andern, den fröhlichen Sallust."

„O ho! und was willst Du von ihm?"

„Glaukus war mein Gebieter, er kaufte mich von einem grausamen Herrn; er allein war gütig gegen mich, und soll jetzt sterben. Ich werde

* Sie wurden auf eine Maschine gespannt, welche Eculejus oder Equuleus hieß, und ihre Glieder mit Schrauben so ausgedehnt, daß sie oft aus den Fugen gingen. Häufig erklärten mitleidige Herren ihre Sklaven frei, um sie dieser Grausamkeit zu überheben.

nie wieder froh, wenn ich ihm in seiner Todesstunde nicht zu wissen thun kann, daß wenigstens Ein dankbares Herz für ihn schlägt. Sallust ist sein Freund — er wird meinen Brief überliefern."

„Gewiß thut er Das nicht. Glaukus wird zwischen heut und morgen genug zu denken haben, ohne daß man ihm erst den Kopf wegen eines blinden Mädchens anfüllt."

„Mensch," erwiederte Nydia aufstehend, „willst Du frei werden? — Du hast die Möglichkeit in Deiner Gewalt; morgen ist es zu spät. Nie ward die Freiheit wohlfeiler erkauft: Du kannst das Haus mit aller Bequemlichkeit und ohne daß Jemand nach Dir fragt, verlassen; Deine Abwesenheit wird kaum eine halbe Stunde dauern. Einer solchen Kleinigkeit wegen wolltest Du die Freiheit von der Hand schlagen?"

Sosia war in großer Bewegung. Allerdings klang das Gesuch ausnehmend einfältig; aber was ging das ihn an? Die Sache stand nur um so besser für ihn. Er konnte Nydia einschließen, und erfuhr Arbaces etwas von seiner Entfernung, so war diese ja ein ganz geringfügiges Vergehen, das höchstens einige Scheltworte zur Folge haben mochte. Indessen sollte Nydias Schreiben etwas mehr enthalten, als was sie angegeben hatte, — sollte es, wie er schlauerweise vermuthete, von ihrer Einkerkerung sprechen: — was dann? Nun, Arbaces brauchte ja nie zu erfahren, daß er, sein Sklave, den Brief überbracht habe. Selbst im schlimmsten Fall war der Preis, der ihm geboten wurde, ungeheuer, die Gefahr leicht, die Versuchung unwiderstehlich. Er zauderte nicht länger, er willigte in den Vorschlag.

„Gib mir den Schmuck und ich will den Brief überbringen; doch halt: — Du bist eine Sklavin, Du hast kein Recht auf diese Dinge — sie gehören Deinem Herrn."

„Es sind Geschenke des Glaukus; er ist mein Herr: kann er sie aber je von mir zurückfordern? und Wer außer ihm weiß, daß sie in meinem Besitz sind?"

„Genug — ich will Dir den Papyrus bringen."

In wenigen Minuten war Nydia mit dem Brief fertig, den sie

aus Vorsicht griechisch abgefaßt hatte; * in der Sprache ihrer Kindheit, die damals fast jeder Italiener von etwas höherem Rang verstand. Sorgfältig wand sie den schützenden Faden um und verklebte den Knoten mit Wachs. Ehe sie das Geschriebene in Sosias Hände übergab, wandte sie sich also an ihn:

„Sosia, ich bin blind und eingekerkert, vielleicht hast Du im Sinn mich zu betrügen; vielleicht gibst Du nur vor, Du tragest den Brief zu Sallust, ohne Deine Obliegenheit wirklich zu vollziehen. Aber feierlich weihe ich Dein Haupt der Rache, Deine Seele den unterirdischen Mächten, wenn Du Deine Zusage brichst. Lege Deine rechte Hand in die meinige und sprich mir folgende Worte nach: „„Bei dem Boden, auf welchem wir stehen, bei den Elementen, die Leben enthalten und Leben zerstören, bei dem Alles rächenden Orkus, bei dem allsehenden Jupiter schwör ich, daß ich mein Versprechen ehrlich halten, und diesen Brief treulich in die Hände Sallusts übergeben will. Breche ich diesen Eid, so möge der volle Fluch des Himmels und der Erde auf mich einstürzen!““ — Genug, damit trau ich Dir; nimm Deinen Lohn. Es ist schon dunkel, — mach Dich sogleich auf den Weg.“

„Du bist ein seltsames Mädchen und hast mich furchtbar in Angst gejagt; doch kann ich Dich wohl begreifen, nnd ist Sallust aufzufinden, so geb ich ihm diesen Brief, wie ich beschworen. Meiner Treu, ich mag meine kleinen Sünden auf mich geladen haben; aber Meineid — nein! den überlasse ich vornehmeren Leuten, als ich bin.“

Damit entfernte sich Sosia, nachdem er sorgfältig den schweren Riegel an Nydias Thür vorgezogen und die Vorlegschlösser eben so

* Es ist zu verwundern, wie geschickt die Blinden nach der Versicherung unseres Verf. damals waren! Erst vor wenigen Jahren gelang es endlich seinem Landsmann Stidolph in Blackheat eine Schreibmaschine für solche Personen zu erfinden, die, nachdem sie bereits schreiben gelernt haben, erblinden; Blindgeborene dagegen, wie Nydia, bleiben in unserem stumpfen Zeitalter von dieser Kunstfertigkeit gänzlich ausgeschlossen, falls sie sich nicht des sehr umständlichen Mittels beweglicher, tastbarer Buchstabenzeichen bedienen können. Der Uebersetzer.

sorgfältig verwahrt hatte. Er steckte den Schlüssel in seinen Gürtel, ging in sein eigenes Gemach, hüllte sich von Kopf bis zu Fuß in einen groben Mantel, und schlüpfte durch das Hinterpförtchen ungehindert und unbemerkt hinaus.

Die Straßen waren leer; in Kurzem hatte er Sallusts Haus erreicht. Der Pförtner hieß ihn den Brief da lassen und weggehen, denn Sallust sey über die Verurtheilung des Glaukus so betrübt, daß er unter keiner Bedingung gestört seyn wolle.

„Aber ich habe geschworen, diesen Brief in seine eigenen Hände zu übergeben und muß es also thun.“ Damit drückte Sosia, der aus Erfahrung wußte, daß man den Cerberus oft mit einem vorgeworfenen Brocken besänftigt, ein halb Dutzend Sesterze in des Pförtners Hand.

„Gut, gut,“ entgegnete Dieser nachgiebiger geworden, „Du kannst eintreten, wenn Du willst; aber, Dir die Wahrheit zu sagen, Sallust vertrinkt eben seinen Kummer. Das ist so seine Art, wenn ihm etwas in die Quere kommt. Er bestellt ein tüchtiges Essen und den besten Wein, und läßt nicht nach, bis Alles aus seinem Kopf ist — außer dem Falerner.“ *

„Ein vortrefflicher Ausweg — ganz vortrefflich! Ach was will es heißen, ein reicher Mann seyn! Wäre ich Sallust, so wollte ich mir jeden Tag den einen oder den andern Kummer gefallen lassen. Aber lege ein Wort für mich bei dem Atriensis ein — ich sehe ihn eben kommen.“

Sallust war zu traurig um Besuch anzunehmen; aber er war auch zu traurig um allein zu trinken; so ließ er sich denn nach seiner Gewohnheit von seinem Lieblingsfreigelassenen Gesellschaft leisten, und nie sah man ein seltsameres Bankett. Denn je und je seufzte der gutmüthige Schwelger, wimmerte und weinte laut; dann wandte er sich

* Dieser köstliche, schon mehrmals genannte, Wein wuchs auf dem Gebirge Falernus oder Massikus in Kampanien.

wieder mit verdoppeltem Eifer zu einer neuen Schüssel, oder dem frisch gefüllten Becher.

„Guter Bursche," sagte er zu seinem Gefährten, „es war ein schrecklicher Urtheilsspruch! — Ho ho! nicht übel, das Zicklein, he? Armer guter Glaukus! — was für einen Rachen der Löwe noch dazu hat! Ach! ach! ach!"

Und Sallust stöhnte laut; — der Schmerzensanfall wurde durch einen Anfall von Schlucken unterbrochen.

„Nimm einen Schluck Wein," sagte der Freigelassene.

„Er ist ein wenig zu kalt; * aber wie muß es erst den Glaukus frieren! schließe morgen das Haus zu; — kein Sklave soll mir hinaus, — keiner von meinen Leuten soll diese verdammte Arena durch seine Gegenwart ehren; nein, nein!"

„Einen Becher Wein! — vor lauter Kummer vergissest Du das Nächstliegende. Bei den Göttern so ists! — Ein Stück von dem Käsekuchen?"

In diesem glücklichen Augenblick trat Sosia vor den trostlosen Zecher.

„Ha! Wer bist Du?"

„Nur ein Bote an Sallust. Ich überbringe ihm diesen Brief von einer jungen Dame. Braucht, so viel ich weiß, keine Antwort. Darf ich abtreten?"

So sprach der vorsichtige Sosia, das Antlitz in den Mantel gehüllt und mit verstellter Stimme redend, damit er später nicht als der Ueberbringer bezeichnet werden möchte.

„Bei den Göttern, ein Kuppler! Fühlloser Bube! siehst Du

* Da man in der Regel den Wein stets mit Wasser gemischt trank, so verfiel man darauf, ihn durch Zugießen von siedendem Wasser noch genießbarer zu machen, und trank diese Mischung als Delikatesse. Es war dies das einzige warme Getränk der Alten, das sie aber auch desto häufiger genossen. Schon bei Plautus kommen die öffentlichen Verkäufer des warmen Weins vor.

meinen Schmerz nicht? geh! — und den Fluch des Pandarus über Dich!"

Sosia verlor keinen Augenblick, sich zurückzuziehen.

„Willst Du den Brief lesen, Sallust?" fragte der Freigelassene.

„Brief! welchen Brief?" entgegnete der Epikuräer hin- und herschwankend, denn er fing an doppelt zu sehen. Verdammt seyen diese Dirnen, sage ich! bin ich ein Mensch, um an Vergnügen zu denken, wenn — wenn — mein Freund daran ist, aufgefressen zu werden?"

„Noch ein Törtchen!"

„Nein, nein! der Kummer erstickt mich."

„Bringt ihn zu Bette," befahl der Freigelassene, und Sallust ward mit auf die Brust herabbaumelndem Kopf in sein Schlafgemach getragen, indem er immer noch Wehklagen über Glaukus, und Flüche auf die Zudringlichkeit herzloser Weltdamen vor sich hinmurmelte.

Unterdessen schritt Sosia entrüstet seiner Wohnung zu. „Ja, doch ein Kuppler!" sagte er zu sich selbst; „Kuppler! Ein rechtes Giftmaul, dieser Sallust! Hätte er mich Schurke oder Dieb genannt, so wollte ichs ihm noch verziehen haben; aber Kuppler! pfui; in dem Wort liegt etwas, wogegen sich der zäheste Magen in der Welt auflehnen würde. Ein Schurke ist ein Schurke zu seinem eigenen Vergnügen, und ein Dieb ein Dieb zu seinem eigenen Nutzen, und es liegt etwas Ehrenvolles und Philosophisches darin, um seiner selbst willen ein Schuft zu seyn: so etwas heißt nach Grundsätzen und in einem großen Maßstab handeln. Aber ein Kuppler ist ein Ding, das sich selbst um eines Andern willen wegwirft! ein Topf, der um eines Andern Suppe willen ans Feuer gesetzt wird! ein Tischtuch, woran jeder Gast sich die Hände abwischt, und selbst der Küchenjunge sagt nur: „mit Erlaubniß!" Ein Kuppler! lieber wollte ich mich Vatermörder nennen lassen! Doch der Mensch war betrunken und wußte nicht, was er sagte. Ueberdies war ich ja vermummt: hätte er gesehen, daß Sosia mit ihm sprach, so würde es gelautet haben: „ehrlicher Sosia!" und „ehrlicher Kerl!" ich wette darauf. Indessen wurde der Schmuck mit

leichter Mühe gewonnen, das ist einiger Trost. O Göttin Feronia! in kurzer Zeit werde ich frei seyn und dann will ich Den sehen, der mich Kuppler nennt — außer er gebe mir ein schönes Stück Geld dafür!"

Während der Bote in diesem hochsinnigen Styl mit sich selbst sprach, durchkreuzte er ein Gäßchen, das gegen das Amphitheater und die Paläste in dessen Nähe zuführte. Indem er um eine scharfe Ecke beugte, gerieth er mitten in einen beträchtlichen Volkshaufen. Männer, Weiber und Kinder liefen, lachten, schwatzten, gestikulirten, und ehe er sichs versah, war der würdige Sosia von dem lauten Strom mit fortgerissen.

„Was gibts?" fragte er seinen Nachbar, einen jungen Handwerker; „was gibts? wohin drängen sich die guten Leute? theilt ein reicher Patron heut Abend Almosen oder Speisen aus?"

„Nein Kamerad — was viel Besseres!" erwiederte der junge Handwerker, „der edle Pansa, der Freund des Volks, hat erlaubt, die wilden Thiere in ihren Käfigen zu sehen. Beim Herkules! es gibt ein paar Leute, die sie morgen nicht mit so heiler Haut betrachten werden!"

„Nun, Das ist etwas, um die Augen zu erlustigen," entgegnete der Sklave, und ließ sich von der nachdrückenden Menge geduldig fortschieben. „Da ich morgen nicht zu den Spielen gehen darf, werde ich gut thun, heut Abend wenigstens einen Blick auf die Thiere zu werfen."

„Ja wohl," antwortete sein neuer Bekannter; „einen Löwen und einen Tiger sieht man in Pompeji nicht alle Tage."

Die Menge hatte jetzt einen ungleichen, weiten Platz erreicht, auf welchem, da er blos dürftig und aus der Ferne her beleuchtet war, das Gedräng für Jeden gefährlich wurde, dessen Glieder und Schultern nicht unter einen Volkshaufen paßten. Nichts desto weniger erschienen gerade die Weiber, — viele von ihnen mit Kindern auf den Armen oder selbst an der Brust, — am entschlossensten, sich einen Weg zu bahnen, und der kreischende Ruf ihrer Klagen oder Scheltworte

tönte laut über die fröhlichen männlichen Stimmen hinaus. Doch vernahm man unter ihnen auch den Ton eines jungen Mädchens, die in ihrer Freude zu glücklich zu seyn schien, um die Beschwerlichkeiten des Getümmels zu fühlen.

„Ach," rief sie einigen ihrer Begleiterinnen zu, „hab's Euch ja stets gesagt; behauptete immer, wir würden einen Menschen für den Löwen bekommen, und nun haben wir gar einen obendrein für den Tiger! Wär's nur schon morgen!

„Hopp heisa! zum lustigen Spiele herbei!
Ein Wald von Gesichtern auf jeglicher Reih!
Die Fechter, keck wie der Sohn der Alkmäna,
Ziehen Paar und Paar durch die stumme Arena.
Schwatzt noch, weil's Zeit ist, bald sitzet ihr leis,
Wenn sie sich drängen in blutigem Schweiß.
Tripp, Trapp, wie schreiten sie stattlich und frei!
Heisa! zum lustigen Spiele herbei!"

„Ein munteres Ding!" bemerkte Sosia.

„Ja," erwiederte eifersüchtig der junge Handwerker, ein krausköpfiger, schöner Jüngling; „ja, die Weiber lieben die Gladiatoren. Wäre ich ein Sklave, ich wäre lange bei dem Lanista in die Schule gegangen!"

„Wirklich," entgegnete Sosia höhnisch. „Der Geschmack der Leute ich verschieden!"

Man war jetzt an dem Ort, dem man zustrebte, angekommen; bei dem sehr beschränkten Raum, in welchem sich die wilden Thiere befanden, wurde das Drücken und Pressen der Einlaßsuchenden noch zehnmal ärger, als es bisher gewesen. Zwei am Eingang stehende Bediente des Amphitheaters milderten das Uebel sehr weislich dadurch, daß sie den Vordersten nur eine beschränkte Zahl Einlaßtäfelchen austheilten, und keine neue Zuschauer aufnahmen, bis die jedesmaligen Vorgänger ihre Neugierde befriedigt hatten. Der ziemlich stämmige Sosia, welchem Schüchternheit oder feine Sitte nie sonderliche Be-

denklichkeiten erregten, wußte es zu richten, daß er unter die Ersten kam, denen der Eintritt gestattet wurde.

Von seinem Gefährten, dem Handwerker, getrennt, fand er sich in einem engen, drückend heißen Gemach, das durch einige übelriechende, flackernde Leuchten erhellt ward.

Die Thiere, die in der Regel in verschiedenen Behältnissen gehalten wurden, waren jetzt, zum größern Vergnügen der Zuschauer, in einen gemeinschaftlichen Raum gebracht, jedoch immer noch durch starke, mit eisernen Stangen versehene Käfige von einander gesondert.

Hier weilten sie denn, die furchtbaren, grimmen Wanderer der Wüste, die nunmehr beinah die Hauptpersonen in unserer Geschichte geworden sind. Der Löwe, der, von Natur minder grausam als sein Geselle, durch längern Hunger zur Wildheit aufgereizt worden war, schritt rastlos und blutgierig in seinen engen Grenzen hin und her; seine Augen funkelten vor Wuth und Hunger, und wenn er dann und wann still hielt und umherstarrte, so drängten sich die Zuschauer angstvoll zurück und athmeten beklommener. Der Tiger dagegen lag ruhig, der ganzen Länge nach in seinem Käfig ausgestreckt, und gab nur durch ein gelegentliches Spielen mit dem Schweif, oder ein langes, ungeduldiges Gähnen einige Aufmerksamkeit auf seinen Kerker oder die Menge, die ihn mit ihrer Gegenwart beehrte, zu erkennen.

„Selbst im Amphitheater in Rom habe ich nie ein wilderes Thier gesehen, als diesen Löwen," sagte ein riesenhafter, nerviger Kerl, der Sosia zur Rechten stand.

„Ich fühle mich gedemüthigt, wenn ich seine Glieder betrachte," antwortete dem Sklaven zur Linken eine schlankere, jüngere Gestalt, mit über der Brust gekreuzten Armen.

Sosia sah den Einen und dann den Andern an. „Virtus in medio!" murmelte er vor sich hin. „Eine schöne Nachbarschaft für Dich, Sosia! — ein Gladiator auf jeder Seite!"

„Da hast Du Recht, Lydon," erwiederte der ungeschlachtere Gladiator: „es ist mir eben so zu Muth."

„Und zu denken,“ bemerkte Lydon mit einem Ton tiefer Empfindung, „zu denken, daß der edle Grieche, den wir noch vor wenigen Tagen voll Jugend, Gesundheit und Freude vor uns sahen, dem Ungethüm zur Speise dienen soll!“

„Warum nicht?“ brummte Niger wild; „manch ehrlicher Gladiator wurde zu einem solchen Kampf vom Kaiser gezwungen — warum sollte nicht auch einmal ein reicher Mörder vom Gesetz dazu genöthigt werden?“

Lydon seufzte, zuckte die Achseln und blieb still. Mittlerweile hatten die gewöhnlichen Zuschauer mit starren Augen und offenen Lippen zugehört; die Gladiatoren bildeten so gut, als die Thiere, Gegenstände des Interesses, — sie waren Wesen von einerlei Art. So blickte denn auch die Menge abwechselnd bald auf die Menschen, bald auf die Bestien, flüsterte sich leis ihre Bemerkungen zu, und machte ihre Schlüsse über den morgigen Tag.

„Nun,“ sprach Lydon sich abwendend, „ich danke den Göttern, daß ich es nicht bin, der mit dem Löwen oder Tiger zu kämpfen hat; selbst Du, Niger, bist ein milderer Gegner als sie.“

„Aber ein eben so gefährlicher,“ entgegnete Jener mit stolzem Lachen und die Umstehenden stimmten, von Bewunderung für seine gewaltigen Glieder und wilden Züge erfüllt, grinsend mit ein.

„Das mag nun so oder anders kommen,“ antwortete Lydon leichthin, drängte sich durch die Menge und verließ das Behältniß.

„Ich kann mir seine Schultern wohl zu Nutze machen,“ dachte der kluge Sosia und eilte ihm nach; „die Leute weichen einem Gladiator immer aus, ich will mich also dicht hinter ihm halten und mir einen Theil seiner Wirksamkeit zueignen.“

Rasch schritt Medons Sohn durch den Haufen, unter welchem sich Viele der Züge des allbekannten Fechters erinnerten.

„Das ist der junge Lydon, ein braver Kerl; er ficht morgen!“ rief Einer.

„Ah! ich habe auf ihn gewettet," sprach ein Anderer; „seht, wie fest er auftritt!"

„Viel Glück Lydon!" sagte ein Dritter.

„Lydon, Du hast meine besten Wünsche!" flüsterte halblaut eine schmucke Frau aus dem Mittelstande; „wenn Du siegst, so kannst Du mehr von mir erfahren."

„Ein schöner Mann, bei der Venus!" rief eine Fünfte, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren.

„Dank Dir," erwiederte Sosia, der das Kompliment ganz ernsthaft für seine eigene Person hinnahm.

So stark auch die reinern Triebfedern Lydons waren, und so gewiß er nur in der Hoffnung, seinem Vater die Freiheit zu gewinnen, diesen blutigen Beruf ergriffen hatte, blieb er gleichwohl nicht unempfindlich gegen die Aufmerksamkeit, die er erregte. Er vergaß, daß die Stimmen, die sich jetzt zu seinem Lob erhoben, vielleicht morgen über seine Todesqual jauchzten. Von Natur eben so wild und rücksichtlos als edel und warm, hatte er bereits den Stolz auf ein Gewerbe eingesogen, das er zu verachten glaubte, und war von dem Geist einer Genossenschaft, die ihn anwiderte, angesteckt worden. Er sah sich als einen Mann von Wichtigkeit; sein Schritt ward leichter und seine Haltung majestätischer.

„Niger," sprach er und wandte sich, als er etwas aus dem Gedräng herausgekommen, rasch um, „wir haben oft mit einander gezankt; wir sind kein Paar gegen einander; aber Einer von uns wird vermuthlicherweise doch fallen; so gib mir denn Deine Hand."

„Von Herzen gern," entgegnete Sosia und streckte die seinige aus.

„Ah! was für ein Narr ist da? Glaubte ich doch, Niger folge mir auf den Fersen nach!"

„Ich verzeihe Dir Deinen Irrthum," entgegnete Sosia herablassend; „sprich nicht weiter davon; der Mißgriff war leicht — ich und Niger haben ungefähr den gleichen Bau."

„Ha! ha! ha! Das ist herrlich! Niger würde Dir die Kehle aufschneiden, wenn er so was hörte!“

„Ihr Herren von der Arena habt eine sehr unangenehme Art, mit den Leuten zu sprechen,“ entgegnete Sosia; „unterhalten wir uns über etwas Anderes.“

„Pah, pah!“ antwortete Lydon ungeduldig. „Ich bin nicht gelaunt, mich mit Dir zu unterhalten!“

„Freilich,“ entgegnete der Sklave, „müssen Dir gar manche ernste Gedanken den Kopf füllen; so viel ich weiß, versuchst Du Dich morgen zum erstenmal in der Arena. Nun, ich bin überzeugt, Du wirst recht muthig sterben!“

„Mögen Deine Worte auf Dein eigenes Haupt fallen!“ rief Lydon abergläubisch aus, denn der Segenswunsch Sosias war ihm durchaus nicht genehm. „Sterben! nein — ich hoffe, meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

„Wer mit dem Tod Würfel spielt, muß sich auf den Hundewurf gefaßt machen,“ erwiederte Sosia boshaft; „indessen bist Du ein starker Bursche und ich wünsche Dir alles mögliche Glück. Lebe wohl!“

Damit drehte sich der Sklave auf dem Absatz herum und schlug den Weg nach Hause ein.

„Hoffentlich sind die Worte des Schurken von keiner übeln Vorbedeutung,“ sagte Lydon nachdenklich zu sich selbst. „Im Eifer für die Freiheit meines Vaters und im Vertrauen auf meine sehnigen Arme habe ich bisher nicht an die Möglichkeit des Todes gedacht. Mein armer Vater! Ich bin Dein einziger Sohn! — sollte ich fallen ....“

Von dieser Vorstellung durchdrungen, eilte der Gladiator mit schnellerem, unruhigerem Schritt vorwärts, als er plötzlich in einer Querstraße die Gestalt dessen selbst erblickte, der sein Inneres so sehr in Anspruch nahm. Auf seinen Stab gelehnt, von Kummer und Alter niedergebeugt, die Augen zu Boden gesenkt, die Schritte zitternd, näherte sich der greise Medon langsam seinem Sohn. Lydon blieb einen

Augenblick stehen; er errieth sogleich, was den alten Mann zu so später Stunde herführe.

„Gewiß sucht er mich; entsetzt über die Verdammung Olinths, hält er die Arena für sündhafter und gehässiger als je, und kommt, mich von dem Kampf abzumahnen. Ich muß ihm aus dem Weg gehen — ich vermag seine Bitten, seine Thränen nicht zu ertragen!"

Diese Gedanken, die in der Nacherzählung so vieler Worte bedürfen, durchzuckten den jungen Mann mit Blitzesschnelle. Hastig kehrte er um und entfloh schnell in entgegengesetzter Richtung. Er hielt nicht an, bis er beinah erschöpft und athemlos auf den Gipfel einer kleinen Anhöhe gelangte, welcher den heitersten und glänzendsten Theil dieses Miniaturbildes einer Großstadt überschaute; im Hinblick auf die ruhigen, im eben aufgegangenen Mondlicht glänzenden Straßen, dessen Schimmer die fern um das Amphitheater wogende und summende Menge malerisch hervorhob, entging er, so rauh und phantasielos seine Natur war, dem Eindruck eines solchen Schauplatzes nicht. Er setzte sich auf die Stufen einer verlassenen Säulenhalle und die Ruhe der Stunde stillte und kräftigte ihn. Ihm gegenüber funkelten die Lichter eines nahgelegenen Prachtgebäudes, dessen Besitzer eben einen Schmaus gab. Die Thüren standen der Kühlung wegen offen, und der Gladiator sah die zahlreichen, festlich gekleideten Gäste um die Tische im Atrium her versammelt,* während hinter ihnen, die lange Durchsicht der erleuchtenden Zimmer abschließend, der Perlenschaum des fernen Springquells im Mondschein flimmerte. Hier wanden sich Blumengehänge um die Säulen der Halle; dort glänzten still die vielen Marmorstatuen; — und jetzt erhob sich aus fröhlich schallendem Gelächter folgendes Lied, von Musik begleitet:

Hinweg mit der Hadesgeschichte,
Dem pfaffenerfundenen Mythus;

* Wie schon bemerkt, wurden die Gäste, wenn die Gesellschaft größer war, häufig im Atrium bewirthet.

Weg mit dem Drei-Jungfern-Gedichte,
Den Parzen, und eurem Kocytus.

Herr Zeus wäre übel geschoren,
Gings droben nach eurem Geflause;
Vor'm Weibe verschlöß' er die Ohren.
Und säh' auf der Menschen Gezause.

Dein Nam', Epikur, sey gepriesen,
Du hast uns befreit von der Fabel;
Als zum Hades den Anker sie ließen,
Zerschnittst du die furchtbare Kabel.

Lebt ein Jupiter, lebt eine Juno:
Sie machen um uns sich nicht Sorgen.
Laß die Götter dem eigenen Thun: — O *
Selig, wer lebet verborgen!

Was? zählt ihrs zu Göttergenüssen,
Den Sündern den Weg abzupassen?
Zu rechnen wie Viele wir küssen,
Wie viel wir beim Becher verprassen?

Bei der Lippen süßem Erproben,
Bei Wein und Musik bleibt zufrieden:
Laßt schlafen die Götter da droben,
Wir wissen, 's gibt keine hienieden!

Während sich Lydons Frömmigkeit, die bei aller Nachsicht für Andere durch diesen Gesang, den Inbegriff der Modephilosophie jener Zeit, in nicht geringem Grad geärgert wurde, von dem erhaltenen Stoß wieder langsam erholte, zog eine kleine Gesellschaft einfach gekleideter Menschen aus dem Mittelstand an seinem Ruheplatz vorüber.

* Dergleichen Reime aus zwei, durch den Sinn getrennten, Worten sind im englischen Original dieses Liedchens achtmal angebracht; im Deutschen möge Ein solches Kunststück genügen. Der Uebersetzer.

Sie waren in ernstem Gespräch begriffen, und schienen den Gladiator nicht zu bemerken, oder nicht zu beachten.

„Schrecklich, schrecklich!“ sprach der Eine; „Olinth von uns gerissen! unser rechter Arm abgehauen! Wann wird Christus herabsteigen, die Seinen zu schützen?“

„Kann menschlicher Blutdurst weiter gehen?“ fragte ein Anderer; „einen Unschuldigen zum nämlichen Kampf verdammen, wie einen Mörder! Aber verzweifeln wir nicht: noch kann der Donner des Sinai gehört werden, und der Herr seinen Heiligen erretten. „„Ein Narr spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott.““

In diesem Augenblick ließ sich aus dem erleuchteten Hause der Schlußvers des Liedes aufs Neue vernehmen:

Laßt schlafen die Götter da droben, —
Wir wissen, 's gibt keine hienieden.*

* Die Lehren Epikurs sind rein und einfach. Weit entfernt das Daseyn göttlicher Mächte zu läugnen, versichert Vellejus, der Vertheidiger und Erklärer der epikuräischen Philosophie in Cicero's Dialog von der Natur der Götter, Epikur sey der Erste gewesen, der aus dem Eindruck, welchen die Natur selbst auf die Gemüther aller Menschen macht, auf das Daseyn von Göttern schloß. Er hielt den Glauben an eine Gottheit für eine angeborene oder Urvorstellung (προληψις) der Seele, — eine Lehre, welche sich neuere Metaphysiker, die sicherlich keine Epikuräer waren, sehr zu Nutze machten! Er glaubte, man sey den göttlichen Mächten wegen der Ehrfurcht, die ihre Seligkeit und Vortrefflichkeit von dem Gemüth fordern, und nicht wegen der Furcht vor ihrer Rache oder der Scheu vor ihrer Uebermacht, Anbetung schuldig: eine erhabene, über der Menschenangst stehende Philosophie, die vielleicht für ein halb Dutzend großsinniger, hochgebildeter Geister paßt, die aber den Leidenschaften des Haufens keinen Zaum anlegen würde. Nach Epikur waren die Götter mit der Anschauung ihrer eigenen Seligkeit viel zu angenehm beschäftigt, um sich um die Schmerzen und Freuden, die Zänkereien und Sorgen, die winzigen, flüchtigen Angelegenheiten der Menschen zu bekümmern. Für die Erde waren sie theilnahmlose Abstraktionen.

Cotta, der in dem eben genannten Dialog Epikurs Philosophie mit

Noch waren die Worte nicht verhallt, als die Nazarener, von plötzlicher Entrüstung ergriffen, den Klang auffaßten, und sich in den Worten eines ihrer Lieblingsgesänge also laut ergoßen:

„Um dich her, dir ewig nah,
Gottes Aug dich ewig sah!
Auf des Sturmes Wogen naht er der Sünde!
Beugt euch ihr Himmel und zittert ihr Gründe!
Wehe den Stolzen, die ihm nicht eignen,
Wehe den Träumern, die ihn verläugnen!
Wehe den Sündern, weh!

vieler Laune und bedeutendem, wenn auch nicht immer gleichen Erfolg angreift, zieht aus der Lehre, daß sich die Götter in nichts mischen, nachstehende, unläugbare Folgerung für das praktische Leben: „wie kann es," spricht er, „Frömmigkeit geben, wenn die Götter die Angelegenheiten der Menschen nicht in Betracht ziehen? Hat die Gottheit kein Wohlwollen für den Menschen, so laßt uns dieselbe lieber ganz aufgeben. Warum sollte ich sie anflehen, mir geneigt zu seyn? sie kann mir nicht geneigt seyn, da, Euch zu Folge, Gunst und Wohlwollen nur Wirkungen der Dummheit sind." Auch führt Cotta den Posidonius zum Beweis an, daß Epikur an das Daseyn eines Gottes eigentlich gar nicht geglaubt habe, indem sein Zugeständniß eines gänzlich nichtigen Wesens eine blose Vorsicht gewesen sey, um der Beschuldigung des Atheismus zu entgehen. „Epikur konnte kein solcher Thor seyn," sagt Cotta, „um im Ernst zu glauben, ein Gott habe die Glieder eines Menschen, ohne daß ihm die Macht zum Gebrauch derselben zustehe; er setze eine dünne Durchsichtigkeit, die nichts sehe und nichts thue." Möge diese Ansicht in Betreff Epikurs falsch oder wahr seyn, so ist gewiß, daß dessen spätere Schüler in jeder Beziehung nur verfeinerte Atheisten waren. Die Gesinnungen, welche das oben gegebene Lied ausspricht, sind ganz diejenigen, welche die zierlichen Philosophen jener Schule in nüchterner Prosa verkündeten, Menschen, die nachdem sie einmal Epikurs Moral, die zugleich rein und von praktischem Nutzen ist, verkehrt hatten, es als eine weit leichtere Arbeit finden mußten, seine eben so gefährliche als schwärmerische Methaphysik zu verderben. Denn wirklich umfassen die zwei letzten Verse unseres Liedes den Glauben, den Epikur selbst anerkannte: sie sind das Mark seiner Theologie.

Wenn der Posaune Donner ruft,
Berstet die Erde, springt die Gruft!
Und ein heißer Flammensee
Wogt und kämpft in Todesweh,
Jede Welle ein lebend Herz!
Die Sterne bleich, die Sonne matt;
Der Himmel verschrumpft wie ein welkes Blatt;
Durch die ächzende Leere niederwärts
Scheint lang und roth im trüben Licht
Des Engels drohend Flammenschwert,
Das von Gott den Verlorenen wehrt
An der Erde letztem Gericht!
Wehe den Stolzen, die ihm nicht eignen,
Wehe den Träumern, die ihn verläugnen!
Wehe den Sündern, weh!"

Eine plötzliche Stille folgte in dem aufgeschreckten Saal diesen bedeutungsschweren Worten; die Christen zogen vorüber und waren den Augen des Gladiators bald entschwunden. Von ihren geheimnißvollen Drohungen mit einer ihm selbst kaum erklärbaren Scheu erfüllt, erhob sich Lydon nach kurzer Pause, um heimzukehren.

Wie heiter schlief das Sternenlicht auf der lieblichen Stadt vor ihm! — wie geräuschlos ruhten die säulenbekränzten Straßen in ihrer Sicherheit! — wie weich kräuselten sich jenseits die dunkelgrünen Wogen! — wie unbewölkt breitete sich in seinem hohen Blau der träumende Himmel Kampaniens aus! Und doch war dies die letzte Nacht für das fröhliche Pompeji! die Kolonie des rauhen Kaldäers, die Fabelstadt des Herkules, die Wonne des üppigen Römers! Ohne Zerstörung, ohne Beachtung war Jahrhundert auf Jahrhundert über diese Mauern hingerollt, und jetzt zitterte der letzte Sonnenstrahl auf dem Zifferblatt ihres Schicksals! — Der Gladiator hörte leichte Schritte hinter sich; eine Gruppe Frauen kehrte von dem Besuch des Amphitheaters nach Haus. Im Umwenden ward sein Aug von einer plötzlichen, seltsamen Erscheinung gefesselt. Von dem dunkeln, aus der

Ferne herüberblickenden Gipfel des Vesuvs schoß ein blaßblaues, meteorähnliches Licht auf, zitterte eine Sekunde lang und war wieder verschwunden. Im gleichen Moment ertönte die Stimme einer der jüngsten unter den Frauen heiter und hell:

„Tripp Trapp! wie ziehen sie stattlich und frei!
Heisa! zum morgenden Spiele herbei!“

Fünftes Buch.

Stat ecce ad aras hostia, expectat manum
Cervice pronâ.

Senec.

Mutatus ordo est, — sed nil propria jacet,
Sed acta retro cuncta.

Ibid.

Tempore quanquam illo tellus quoque et aequora ponti
Signa dabant.

Virgil. Georg. lib. I.

Erstes Kapitel.

Der Traum des Egypters. Ein warnender Besuch bei ihm.

Die zukunftschwere Nacht vor der wilden Freude des Amphitheaters rollte schwer dahin und grau erhob sich die Dämmerung des letzten Tages von Pompeji! Die Luft war ungewöhnlich ruhig und schwül; ein dünner, dumpfer Nebel hing über den Thälern und Niederungen der breiten kampanischen Gefilde. Mit Verwunderung jedoch bemerkten die frühen Fischer, daß troß der ausnehmenden Stille der Atmosphäre das Meer unruhig war, und wie verstört vom Gestad zurückzuprallen schien, während den blauen prächtigen Sarnus entlang, nach dessen alter Breite der Reisende sich jetzt umsonst

umsieht, ein heiseres, verstecktes Gemurmel zu den lachenden Ebenen und prächtigen Villen der reichen Pompejaner hinübertönte. Klar über den Nebel der Tiefe erhoben sich die verwitterten Thürme der uralten Stadt, die rothen Ziegeldächer der blinkenden Straßen, die heiligen Säulen der vielen Tempel und die mit Statuen gekrönten Portale des Forums und des Triumphbogens. In weiter Ferne stieg der Umriß der umschließenden Berge über den Dunst empor und verschwamm mit den wechselnden Farben des Morgenhimmels. Die Wolke, die so lang über der Kuppe des Vesuvs geruht hatte, war plötzlich verschwunden und seine rauhe, stolze Stirn blickte zornlos auf die reizende Landschaft unter ihm herab.

Trotz der frühen Stunde standen die Stadtthore offen. Reiter auf Reiter, Fuhrwerk auf Fuhrwerk eilten rasch herein, und die Stimmen zahlreicher Gruppen von Fußgängern in ihren Festtagskleidern schallten in fröhlichem Jubel weit dahin; die Straßen waren von Bürgern und von Fremden aus der volkreichen Umgegend Pompeji's vollgedrängt, und lärmend, schnell durcheinander wogten all diese mannigfaltigen Ströme des Lebens dem verhängnißvollen Cirkus zu.

Trotz dem ungeheuren Umfang des Amphitheaters, das in so auffallendem Mißverhältniß zu der Größe der Stadt zu stehen scheint, daß man glauben sollte, die ganze Bevölkerung von Pompeji habe darin Platz gehabt, war gleichwohl bei außerordentlichen Gelegenheiten der Zulauf von Fremden aus allen Theilen Kampaniens so stark, daß der Platz vor dem Gebäude in der Regel schon mehrere Stunden, eh' die Spiele begannen, von solchen Personen eingenommen war, die durch ihren Rang kein Recht auf besondere Sitze hatten. Dazu vermehrte die Neugier, welche durch die Verdammung zwei so merkwürdiger Verbrecher angeregt worden, die Menge an dem heutigen Tag zu einer beispiellosen Größe. Während das gemeine Volk mit der dem kampanischen Blut eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Heftigkeit drängte, schob und eilte, und doch bei all diesem Eifer, wie die Italiener noch jetzt bei dergleichen Versammlungen, eine wunderbare Ordnung und von

allen Zänkereien freie Heiterkeit beibehielt, verfolgte eine seltsame Fremde ihren Weg zu des Egypters abgelegenem Hause. Beim Anblick ihres wunderlichen, der Vorzeit entnommenen Anzugs, ihres wilden Ganges und Geberdenspiels stießen sich die Vorübergehenden an, und lächelten; sobald sie aber das Aug auf ihre Züge geworfen hatten, war die Fröhlichkeit auf einmal verschwunden, denn das Gesicht war das Gesicht des Todes, und nach dem gespenstischen Antlitz und den veralteten Gewändern der Unbekannten hätte man glauben mögen, ein längst begrabenes Wesen sey wieder unter die Lebenden zurückgekehrt. Schweigend und schüchtern wich ihr Jedermann aus, und bald erreichte sie den breiten Säulengang vor dem Palast des Egypters.

Der schwarze Pförtner, der, wie die übrige Welt, in dieser ungewöhnlichen Stunde schon auf den Beinen war, fuhr zusammen, als er die Thür auf ihr Pochen öffnete.

Der Schlaf des Arbaces war während dieser Nacht ungewöhnlich tief gewesen; mit herannahender Morgendämmerung wurde er jedoch durch seltsame, unruhige Träume gestört, die einen um so tiefern Eindruck auf ihn machten, als sie die Farbe der eigenthümlichen Philosophie trugen, zu der er sich bekannte.

Es war ihm, als sei er in die Eingeweide der Erde versetzt und stehe allein in einer mächtigen Höhle, umgeben von ungeheuern Säulen rauher, uralter, in unendliche Finsterniß hinauf ragender Felsen, durch deren ewige Nacht nie ein Strahl des Tages geblickt hatte. Zwischen diesen Säulen sah er riesenhafte Räder, die unaufhörlich mit rauschendem, donnerndem Schwung um und um sausten. Blos am rechten und linken Ende der Höhle befand sich zwischen den Felsenpfeilern ein leerer Raum, der in Gallerien überging; diese waren nicht ganz finster, sondern dämmerig erleuchtet von unstäten, irrenden Feuern, die meteorähnlich bald auf dem rauhen, feuchten Boden hinschlichen wie eine Schlange, bald wild aufschoßen und in seltsamen Sprüngen durch das weite Dunkel hinhüpften, jetzt dem Auge verschwindend, jetzt wieder in zehnfachem Glanz hervorbrechend.

Während er staunend auf die Gallerie zur Linken blickte, kamen dünne, nebelhafte Gestalten langsam durch dieselbe daher gewandelt, und schienen, als sie die Höhle erreichten, in die Höhe zu schweben und zu verschwinden, wie der Rauch im Emporsteigen verschwindet. Erschrocken wandte er sich nach dem entgegengesetzten Ende der Höhle und siehe! aus der Nacht über ihm kamen schnell ähnliche Gestalten und schwebten eilig in die Gallerie zur rechten Seite ein, als würden sie unwillkührlich von den Fluthen eines unsichtbaren Stroms getragen. Und die Gesichter dieser Schatten waren deutlicher, als diejenigen, welche aus der entgegenstehenden Gallerie herauskamen; einigen war Freude, andern Schmerz aufgeprägt; einige glühten von froher Hoffnung, andere schienen von Angst und Grauen gänzlich danieder geschlagen. So zogen sie fort und fort schnell vorüber, bis die Augen des Zuschauers durch die ewig wechselnde Aufeinanderfolge von Dingen, die durch eine offenbar fremde Kraft angetrieben waren, schwindlig und geblendet wurden.

Er wandte sich ab und erblickte im Hintergrund der Höhle die mächtige Gestalt einer Riesin, die auf übereinander gethürmten Todtenschädeln saß, während ihre Hände emsig an einem bleichen, schattenhaften Gewebe arbeiteten; und er sah, daß das Gewebe mit den zahllosen Rädern in Verbindung stand, als leite es den Gang ihrer Bewegungen. Es war ihm, als ob seine Füße durch eine geheime Macht gegen das Weib hingetrieben würden und immer fortschritten, bis er Stirn gegen Stirn vor ihr stehen blieb. Die Züge der Riesin waren hoheitvoll, still und von heiterer Schönheit. Es war das Antlitz einer jener kolossalen Sphinxe seiner eigenen Vorfahren. Keine Leidenschaft, keine menschliche Bewegung störte die sinnende, faltenlose Stirn; weder Trauer noch Freude, noch Erinnerung, noch Hoffnung, stand auf derselben; sie war frei von Allem, wofür das unbezähmte menschliche Herz schlägt. Das Geheimniß der Geheimnisse lag auf ihrer Gestalt; — sie flößte Scheu, aber nicht Schrecken ein; sie war die Verkörperung göttlicher Erhabenheit. Und Arbaces fühlte, daß eine

Stimme aus seinem Mund ging, ohne daß er selbst hätte sprechen wollen, und die Stimme fragte:

„Wer bist Du, und was ist Dein Geschäft?"

„Ich bin das, was Du anerkannt hast," antwortete, ohne von der Arbeit zu lassen, das mächtige Gespenst; „mein Name ist Natur! Dies sind die Räder der Welt und meine Hand bewegt sie zum Leben aller Dinge."

„Und was," fragte die Stimme des Arbaces, „sind diese Gänge, die, seltsam und wunderlich erleuchtet, sich auf beiden Seiten in den Abgrund des Dunkels hinziehen?"

„Der Gang zur Linken," antwortete die Riesin, „ist der Gang der Ungebornen. Die Schatten, welche in die Welt emporschweben, sind die Seelen, die aus der langen Ewigkeit des unbekannten Seyns zu ihrer bestimmten Pilgerfahrt auf Erden herankommen. Der Gang zur Rechten, in welchen die von oben herabsteigenden Schatten ebenso unbekannt und dunkel sich verlieren, ist der Gang der Todten."

„Und warum," fragte die Stimme des Arbaces, „jene wandernden Lichter, welche die Nacht so wild unterbrechen, aber blos unterbrechen, nicht aufhellen?"

„Geblendeter Thor des Menschenwitzes, der Du von den Sternen träumst und das Herz und den Ursprung der Dinge enträthseln möchtest! diese Lichter sind der Flimmerschein jener Wissenschaft, die der Natur gestattet ward, um sich ihren Weg zu bahnen und so viel von der Vergangenheit und Zukunft zu erkennen, als von Nöthen ist, um ihren Willen mit Voraussicht durchzuführen. Urtheile denn, winzige Spielpuppe, welche Lichter Dir vorbehalten sind!"

Arbaces fühlte, daß er zitterte, als er von Neuem fragte: „wie kam ich hieher?"

„Es ist das Vorgefühl Deiner Seele — die Ahnung des hereinbrechenden Gerichtes, der Schatten Deines Schicksals, der sich von der Erde hinüber in die Ewigkeit verlängert."

Ehe Arbaces antworten konnte, brauste ein Sturm, wie der

Fittich eines Riesengottes, durch die Höhle daher. Vom Boden emporgehoben und in die Höhe gewirbelt, gleich einem Blatt im Herbstwind, sah sich der Egypter mitten unter den Geistern der Verstorbenen und wurde mit ihnen durch das Dunkel dahingejagt. Während er in unmächtiger Verzweiflung gegen die forttreibende Macht ankämpfte, war ihm, als verdichte sich der Sturm zu einer Gestalt — zum gespenstischen Bild der Schwingen und Klauen eines Adlers, dessen Glieder wüst und dämmerhaft in der Luft dahinschwebten, während die allein hell und deutlich hervortretenden Augen steinern und unerbittlich in die seinigen starrten.

„Wer bist Du?“ fragte die Stimme des Egypters von Neuem.

„Ich bin das, was Du anerkannt hast,“ antwortete das Gespenst und lachte laut: „mein Name ist Nothwendigkeit.“

„Wohin trägst Du mich?“

„Ins Unbekannte.“

„Zu Glück oder Weh?“

„Wie du gesäet, so wirst Du erndten.“

„Furchtbares Wesen, nein! wenn Du der Beherrscher des Lebens bist, so gehören meine Missethaten Dir, nicht mir zu.“

„Ich bin blos der Odem Gottes!“ antwortete der Sturm.

„So ist mein Wissen eitel gewesen!“ ächzte der Träumende.

„Der Arbeiter klagt das Schicksal nicht an, wenn er Disteln gesät hat und kein Korn erndtet. Du hast Sünde gesät; klage das Schicksal nicht an, wenn Du nicht die Erndte der Tugend erndtest.“

Plötzlich änderte sich der Schauplatz. Arbaces war an einem Ort voller Menschengebeine; mitten unter ihnen lag ein Schädel, der im wirren Gestaltungszauber des Traumes langsam und seine fleischlosen Höhlen stets noch beibehaltend, die Züge des Apäcides annahm; und aus den grinsenden Kiefern wand sich ein kleiner Wurm und kroch bis zu den Füßen des Egypters. Er wollte auf das Thier treten und es zermalmen, aber es wurde durch diese Bemühung größer und breiter, und schwoll, sich blähend, an, bis es zu einer ungeheuern Schlange ward,

die sich um seine Glieder schnürte, seine Gebeine eindrückte, und die funkelnden Augen und den giftigen Rachen gegen sein Gesicht erhob. Umsonst kämpfte er; er verdorrte — er keuchte unter dem tödtlichen Athem; — er fühlte, wie der Tod über ihn hereinkam. Da ging eine Stimme von dem Gewürm, das noch immer das Antlitz des Apäcides trug, aus, und hallte gellend in sein Ohr:

„Dein Opfer ist Dein Richter! der Wurm, den Du zertreten wolltest, wird zur Schlange, die Dich erwürgt!“

Mit einem Schrei der Wuth, des Schmerzes und des verzweifelnden Widerstands wachte Arbaces auf — sein Haar zu Berg stehend, — die Stirn in Schweis gebadet, — die starren Augen weit geöffnet, — die mächtigen Glieder wie die eines Kindes von der Todesangst des Traumes zitternd. Er fuhr empor, — gewann die Besinnung und segnete die Götter, an die er nicht glaubte, daß es nur ein Traum gewesen! — Nach allen Seiten wandte er die Augen; — er sah das Morgenlicht durch das kleine, hohe Fenster brechen; — er war wieder im Reich des Tages, er freute sich, — er lächelte. Da kehrte er sich abermals um und erblickte sich gegenüber die gespenstischen Züge, das leblose Aug, die blaue Lippe der Hexe des Vesuvs!“

„Hm,“ rief er und fuhr mit der Hand vor die Augen, wie um die schreckliche Erscheinung von sich auszuschließen, „träume ich noch? — bin ich bei den Todten?“

„Mächtiger Hermes, nein! bei einer Todtenähnlichen bist Du, aber bei keiner Todten; erkenne Deine Freundin und Magd.“

Ein langes Stillschweigen folgte. Langsam abnehmend rieselte Schauder um Schauder über die Glieder des Egypters, bis die Zuckungen endlich erstarben, und er wieder er selbst war. „So ist es denn ein Traum gewesen!“ sprach er. „Möge ich nie mehr träumen, oder der Tag vermag die Qualen der Nacht nicht aufzuwägen. Weib, wie kommst Du hieher und weßhalb?“

„Ich kam, Dich zu warnen," erwiederte die Grabesstimme der Saga.

„Mich warnen? der Traum log also nicht! Vor welcher Gefahr?"

„Höre mich. Ein Unglück hängt über dieser Stadt. Fliehe, so lang es Zeit ist. Du weißt, daß ich auf dem Berg wohne, unter welchem der alten Sage nach noch jetzt die Feuer des Phlegethon brennen, und in meiner Höhle ist ein tiefer Abgrund, in dem ich schon seit vielen Tagen einen dunkelrothen Bach langsam dahinfließen sah; dabei hörte ich ein Gezisch und Gebrüll durch die Finsterniß. Als ich aber die vorige Nacht hinabschaute, war der Bach nicht mehr dunkel, sondern ganz flammenhell, und während ich noch hinblickte, stieß das Thier, das bei mir wohnt, und an meiner Seite kauerte, ein gellendes Geheul aus, und fiel nieder und starb, und Geifer und Schaum standen um seinen Mund.* Ich kroch auf mein Lager zurück, aber die ganze Nacht hindurch fühlte ich deutlich, wie der Fels schütterte und bebte, und obwohl die Luft schwül und still war, zischte es doch unter der Erde wie eingeschlossene Winde, und als ob sich Räder am Boden rieben. Sobald ich mich diesen Morgen mit der ersten Frühe erhoben hatte, schaute ich wieder in den Abgrund, und sah, daß große Felsenstücke schwarz und wogend in dem funkelnden Bach dahinschwammen, und der Bach selbst war breiter, wilder und röther geworden, als in der Nacht. Da ging ich hinaus und stieg auf den Gipfel des Felsens und in den Gipfel war plötzlich eine große Oeffnung gekommen, die ich zuvor nie gesehen, und aus welcher ein nebeliger, schwacher Rauch aufstieg; und der Dunst war tödtlich und ich keuchte und ward schwach und wäre beinah gestorben. Ich kehrte zurück, nahm mein Gold und meine Kräuter und verließ das Obdach langer Jahre: denn ich gedachte der dunkeln, etruskischen Verkündung, die da sagt: „„wenn sich der Berg aufthut, wird die Stadt fallen, — wenn der Rauch den Berg der heißen Felder

* Es wird hier angenommen, die Ausdünstungen seyen ihrer Wirkung nach denjenigen der Grotta del Cane ähnlich gewesen.

krönt, wird Wehe und Weinen in den Herzen der Kinder der See seyn."" Erhabener Meister, eh' ich mich aus diesen Mauern nach einem entlegenern Wohnort entferne, komme ich zu Dir. So gewiß Du lebst, weiß ich in meinem Herzen, daß das Erdbeben, das vor sechzehn Jahren die Stadt in ihren Grundfesten erschütterte, nur der Vorbote eines tödtlicheren Geschickes ist. Die Mauern Pompeji's sind über den Gefilden des Todes und den Strömen der schlaflosen Hölle erbaut. Laß Dich warnen und flieh."

„Hexe, ich danke Dir für Deine Sorgfalt; Du sollst Dich an keinen Unerkenntlichen gewandt haben. Auf jenem Tisch steht ein goldener Becher; nimm ihn, er gehört Dir. Gedachte ich doch nimmer, daß außer der Priesterschaft der Isis noch ein Wesen lebe, das den Arbaces vor dem Untergang retten würde. — Die Zeichen, die Du im Bette des erloschnen Feuerbergs gesehen," fuhr der Egypter nachdenklich fort, „deuten allerdings auf eine der Stadt drohende Gefahr; vielleicht auf ein zweites, zerstörenderes Erdbeben als das neuliche. Sey dem, wie ihm wolle, so ist es für mich ein neuer Grund, aus diesen Mauern wegzueilen. Morgen will ich mich zur Abreise anschicken. Tochter Etruriens, wohin gehest Du?"

„Ich laß mich noch heut nach Herkulanum übersetzen; dort wandre ich an der Küste fort und suche mir eine neue Heimath. Ich bin freundlos; meine zwei Gefährten, der Fuchs und die Schlange, sind todt. Großer Hermes, Du hast mir zwanzig weitere Jahre meines Lebens zugesagt!"

„Ja," erwiederte der Egypter, „ich habe sie Dir zugesagt. Aber, Weib," fügte er hinzu, indem er sich, auf den Armen gestützt, empor richtete und ihr neugierig ins Gesicht sah: „sprich, warum wünschest Du zu leben? Welche Süßigkeiten bietet das Daseyn Dir?"

„Das Leben ist nicht süß, aber der Tod ist schrecklich," entgegnete die Hexe mit scharfem, eindringenden Ton, der das Herz des eitlen Sternsehers traf. Er rang mit der Wahrheit dieser Antwort, und nicht länger geneigt, eine so uneinladende Gefährtin um sich zu haben, er-

wiederte er: „Die Zeit vergeht; ich muß mich für das feierliche Schauspiel des heutigen Tags bereiten. Schwester, leb' wohl! Freue Dich über der Asche des Lebens, wie Du es kannst."

Die Hexe, die das kostbare Geschenk in die weiten Falten ihres Gewandes verborgen hatte, erhob sich zum Aufbruch. An der Thür hielt sie an, wandte sich um und sprach: „Dies ist vielleicht das letzte Mal, daß wir auf Erden beisammen waren; aber wohin flieht die Flamme, wenn sie die Asche verlassen hat, und wie ein Aushauch des Sumpfes auf und nieder wandelt? Man kann sie in dem Moor des Sees, weit in der Tiefe drunten, sehen, und so treffen die Hexe und der Zauberer, die Schülerin und der Meister, der Mächtige und der Fluchbeladene vielleicht einst wieder zusammen. Lebe wohl!"

„Fort, krächzender Rabe!" murmelte Arbaces vor sich hin, als sich die Thür hinter den zerrissnen Gewändern schloß; und den eigenen Gedanken zu entfliehen, die sich von dem Traum der vorigen Nacht noch nicht gänzlich erholt hatten, rief er eilig seinen Sklaven.

Es war Sitte, den Spielen im Amphitheater in festlicher Kleidung beizuwohnen, und Arbaces schmückte sich heute mit außergewöhnlicher Sorgfalt. Seine Tunika war vom glänzendsten Weiß und die mannigfachen Schnallen daran bestanden aus den kostbarsten Steinen; über die Tunika floß ein weites, morgenländisches Gewand herab, halb Talar, halb Mantel, das in der reichsten Färbung des tyrischen Purpurs schimmerte; * die bis in die Mitte der Wade heraufreichenden Sandalen waren mit Edelsteinen besetzt und mit Gold ausgelegt. Mit jenem Schaugepräng, das man bei Menschen von einem gewissen Priestergenie stets trifft, versäumte Arbaces bei bedeutenden Gelegenheiten nie die Künste, welche den großen Haufen blenden und ihm imponiren; und an dem heutigen Tag, der ihn durch die Opferung des Glaukus auf ewig von der Furcht vor einem Nebenbuhler und der Möglichkeit

* Zweimal gefärbter Purpur (dibaphon) war gerade noch einmal so feurig, aber auch noch einmal so kostbar, als der einfach gefärbte.

einer Entdeckung befreien sollte, war es ihm, als schmücke er sich zu einem Triumph oder zu einem Hochzeitfeste.

Gewöhnlich ließen sich Leute von Rang durch einen Zug von Sklaven und Freigelassenen zu den Spielen begleiten, und bereits stand das zahlreiche Haus des Arbaces in Reih und Glied und wartete der Sänfte des Herrn.

Blos die Sklavinnen, welche Jone zu bedienen hatten, und der würdige Sosia, als Kerkermeister Nydias, sahen sich zu ihrem großen Verdruß verdammt, zurück zu bleiben.

„Kallias," sprach Arbaces zu seinem Freigelassenen, der ihm den Gürtel umschnallte; „ich bin Pompeji's müde und gedenke es, wenn der Wind günstig ist, in drei Tagen zu verlassen. Du kennst das Fahrzeug im Hafen, das dem Narses von Alexandria gehört; ich habe es von ihm gekauft. Uebermorgen wollen wir mit dem Hinschaffen meiner Schätze beginnen."

„Schon so bald? Gut! Arbaces Wille soll befolgt werden: und seine Mündel Jone?"

„Begleitet mich. Genug! — ist der Morgen schön?"

„Trüb und schwül; wahrscheinlich wird es heut Vormittag sehr heis."

„Die armen Gladiatoren und die noch unglücklichern Verbrecher! Gehe hinunter und sieh zu, daß die Sklaven sich in Ordnung stellen."

Wieder allein schritt Arbaces in sein Studierzimmer, und von da in den Portikus hinaus. Er sah die dichten Menschenmassen schnell nach dem Amphitheater strömen, hörte das Rufen der Arbeiter und das Knarren der Taue beim Aufspannen des gewaltigen Sonnenzeltes, unter welchem die Einwohner, von keinem unbehaglichen Strahl belästigt, in schwelgerischem Behagen der Todesqual ihrer Mitgeschöpfe zuschauen konnten. Plötzlich erhob sich ein wildes, seltsames Getös und erstarb eben so schnell wieder: — es war das Brüllen des Löwen. Eine Stille entstand unter der fernen Menge; aber auf die Stille folgte

freudiges Lachen; — man machte sich lustig über die hungrige Ungeduld des königlichen Thieres.

„Bestien," murmelte Arbaces verächtlich, „seyd ihr weniger Mörder, als ich? ich tödte nur zu meiner Vertheidigung, — ihr macht den Mord zu einer Kurzweil."

Mit rastlosem, neugierigen Aug wandte er sich gegen den Besuv. Reizend glänzten die grünen Weingärten um die Brust des Berges, und ruhig wie die Ewigkeit senkte sich seine gewaltige Gestalt in den lautlosen Himmel.

„Noch haben wir Zeit, wenn es auch auf ein Erdbeben umgeht," dachte Arbaces und verließ seinen Standpunkt. Er kam an dem Tisch vorüber, der seine geheimnißvollen Bücher und kaldäischen Berechnungen trug.

„Erhabene Kunst," sprach er, „ich habe Deine Orakel nicht befragt, seit die Gefahr und der Wendepunkt, den Du mir vorausgesagt, hinter mir sind. Was liegt daran! — weiß ich doch, daß fortan mein Pfad hell und glatt ist. Haben es die Ereignisse nicht bereits bewiesen? Hinweg Zweifel! — hinweg Mitleid! — Spiegle, mein Herz, — spiegle künftig nur zwei Bilder zurück: Herrschaft über die Menschen und Jone!"

Zweites Kapitel.

Das Amphitheater.

Nydia, beruhigt durch den Bericht, den ihr Sosia bei seiner Zurückkunft abgelegt, und zufrieden, daß ihr Brief in Sallusts Händen sey, gab sich noch einmal der Hoffnung hin. Gewiß verlor Sallust keine Zeit, sich zum Prätor zu begeben, zu dem Egypter zu kommen, sie zu befreien, den Kerker des Kalenus zu erbrechen. Noch in der Nacht konnte Glaukus frei werden! — Ach, die Nacht verging, der Morgen brach an; sie vernahm nichts, als eilende Schritte der Sklaven

in der Halle und im Peristyl, und Worte, die nur von Zubereitungen für das Schauspiel sprachen. Allgemach tönte die befehlende Stimme des Arbaces in ihr Ohr; — einzelne Töne einer lustigen Musik erklangen: der lange Zug bewegte sich nach dem Amphitheater, um die Augen an dem Todesschmerz des Atheners zu waiden.

Langsam und mit vieler Feierlichkeit schritt die Prozession des Egypters dahin, bis endlich an dem Ort, wo Alle, die in Sänften oder zu Wagen ankamen, absteigen mußten, Arbaces sein Vehikel verließ und sich dem für die angeseheneren Zuschauer bestimmten Eingang nahte. Seine Sklaven, die sich dem geringeren Volk anschloßen, wurden von den Aufsehern gegen Abgabe ihrer Einlaßzeichen (nicht ungleich unsern neuern Theaterbillets) in die Popularia (Sitze für das Volk) gewiesen. Von der Stelle, wo Arbaces saß, überflog sein Auge die wimmelnde, ungeduldige Menge, welche das ungeheure Theater füllte.

Auf der obersten Reihe, jedoch gesondert von den männlichen Zuschauern, saßen die Frauen, deren geputzte Kleider das Bild eines prächtigen Blumenbettes gaben; es ist unnöthig beizusetzen, daß sie den gesprächigsten Theil der Versammlung ausmachten und viele Blicke zu ihnen emporschweiften, besonders von den Sitzen der jungen, unverheiratheten Männer. Auf den niedrigen Reihen um die Arena her saßen die vornehmern und reichern Zuschauer: — die öffentlichen Behörden und die Angehörigen des Senats und Ritterstandes. * Die Zugänge, durch welche man von den zwei Endpunkten der eirunden Arena, vermittelst eines rechts und links hinlaufenden Korridors, zu jenen Sitzen gelangte, bildeten auch den Eingang für die Kämpfer. Starkes Pfahlwerk vor diesen Zugängen schützte vor jeder excentrischen Laune, welche die Thiere etwa hätte anwandeln können, und beschränkte dieselben auf ihre zugewiesenen Opfer. In der am Rand der Arena hinlaufenden Brustwehr, von welcher sofort die Sitze stufenförmig aufstiegen, waren ringsumher gladiatorische Inschriften und Freskogemälde ange=

* Die Ritter unmittelbar hinter den Senatoren.

bracht, die sich auf die Unterhaltung, wozu der Platz diente, bezogen. Durch das ganze Gebäude liefen unsichtbare Röhren, aus welchen bei vorgeschrittener Hitze Schauer von kühlendem, wohlriechendem Wasser auf die Zuschauer ausgesprengt werden konnten. Noch waren die Werkleute damit beschäftigt, das große Sonnendach (Velaria) über das Ganze her, eine luxuriöse Einrichtung, als deren Erfinder sich die Kampanier ausgaben, zu befestigen: es war von der weißesten apulischen Wolle gewoben, über welche sich breite rothe Streifen hinzogen. Infolge einer Ungeschicklichkeit der Arbeiter, oder eines Fehlers in der Maschinerie, war das Gezelt heute nicht so gut wie gewöhnlich aufgeschlagen. Wirklich erforderte diese Arbeit des ungeheuren Umfangs wegen stets große Kraftanstrengung und Kunst, so daß sie bei rauhem oder windigem Wetter selten unternommen werden konnte; der heutige Tag jedoch war so auffallend still, daß den Zuschauern die Ungeschicklichkeit der Arbeiter unverzeihlich schien; und als vollends eine weite Oeffnung im Hintergrund sichtbar blieb, weil ein Theil der Velaria seine Vereinigung mit der entgegengesetzten Seite hartnäckig verweigerte, wurde das Murren der Unzufriedenheit laut und allgemein.

Der Aedil Pansa, auf dessen Kosten das Schauspiel gegeben ward, sah besonders verdrießlich über dieses Gebrechen aus, und gelobte bittere Rache auf das Haupt des Villikus oder Aufsehers der Baute, der jagend, keuchend, schweißtriefend, sich in nutzlosen Befehlen und eitlen Drohungen abmühte.

Plötzlich hörte das Gesumm auf, die Arbeiter verließen ihr Werk, die Menge war zum Stillschweigen gebracht, die Oeffnung vergessen, — denn unter lautem, kriegerischem Trompetengeschmetter zogen die Gladiatoren in feierlicher Ordnung in die Arena. Langsam und bedächtig umschritten sie den eirunden Raum, um den Zuschauern ebensowohl volle Gelegenheit zur Bewunderung ihrer ernsten Heiterkeit, ihrer kräftigen Glieder und verschiedenen Waffen, als zum Abschluß solcher Wetten zu geben, die etwa noch jetzt die Aufregung des Augenblicks veranlassen mochte.

„O!“ rief die Wittwe Fulvia Pansa's Frau zu, mit der sie von ihrem hohen Sitz herabschaute, „siehst Du diesen riesenmäßigen Gladiator? wie wunderlich er gekleidet ist!“

„Ja,“ erwiederte die Gattin des Aedils mit wohlgefälliger Wichtigkeit, denn sie kannte Namen und Eigenschaften jedes Kämpfers; „ein Retiarius oder Netzwerfer; er ist, wie Du siehst, nur mit einem dreizackigen Speer und einem Netz bewaffnet, und trägt keine Rüstung, sondern blos eine Binde und die Tunika. Er ist ein starker Mann und wird mit Sporus, jenem vierschrötigen Gladiator mit dem runden Schild und bloßen Schwert, der ebenfalls keine weitere Rüstung trägt, kämpfen; er hat jetzt keinen Helm auf, damit man sein Gesicht sehen kann: wie furchtlos es ist! Fechten aber wird er mit geschlossenem Visir.“

„Aber ein Netz und ein Speer sind doch wahrhaftig ärmliche Waffen gegen Schild und Schwert.“

„Ein Beweis wie unschuldig Du bist, meine theure Fulvia; gerade der Netzwerfer trägt in der Regel den Sieg davon.“

„Aber Wer ist jener hübsche Gladiator, beinahe ohne alle Bekleidung: ist Das nicht höchst unschicklich? Bei der Venus! seine Glieder sind sehr schön geformt!“

„Es ist Lydon, ein junger, ungeübter Mensch, der die Verwegenheit hat, es mit jenem andern ebenso gekleideten oder vielmehr entkleideten Gladiator, dem Tetraides, aufzunehmen. Sie kämpfen zuerst auf griechische Art mit dem Cestus; nachher legen sie Rüstungen an und versuchen sich mit Schwert und Schild.“

„Ein hübscher Mann, dieser Lydon; gewiß sind die Weiber auf seiner Seite.“

„Nicht so die Leute, die im Wetten Erfahrung haben: Klodius wettet Drei gegen Eins wider ihn.“

„O Jupiter, wie herrlich!“ rief die Wittwe, als zwei schwer bewaffnete Gladiatoren auf leichten, bäumenden Pferden um die Arena ritten. Den Kämpfern in den Turnieren des Mittelalters ziemlich ähn-

lich, trugen sie Lanzen und runde, prächtig eingelegte Schilde; ihre Rüstung war mit eisernen Bändern durchflochten, bedeckte aber nur die Schenkel und den rechten Arm; kurze, bis auf den Sattel herabhängende Mäntel gaben ihrem Kostüm ein malerisches, anmuthiges Aussehen; ihre Beine waren nackt, mit Ausnahme von Sandalen, deren Bänder ein wenig über dem Knöchel anschloßen. „O schön! wer sind Diese?“ fragte die Wittwe,

„Der Eine heißt Berbix — er hat schon zwölfmal den Sieg davon getragen; der Andere legt sich den stolzen Namen Nobilior bei. Beide sind Gallier.“

Während dieses Gesprächs hatten die ersten Förmlichkeiten des Spiels geendigt, und auf sie folgte ein Scheingefecht mit hölzernen Schwertern zwischen den verschiedenen Kämpfern. Unter diesen wurde die Geschicklichkeit zweier römischen, für diese Gelegenheit gemietheten Fechtern vornehmlich bewundert. Nächst ihnen war Lydon der anmuthigste Kämpe. Indessen hielt diese Spiegelfechterei nicht über eine Stunde an, und erregte keine besonders lebhafte Theilnahme, als etwa bei denjenigen Kennern der Arena, welchen die Kunst über eine rohere Unterhaltung ging; die Masse der Zuschauer war froh, als das Vorspiel endigte und das Interesse sich zum Schrecken steigerte. Die Kämpfer wurden jetzt in die zuvor bestimmten Paare gereiht; ihre Waffen untersucht und das ernstere Spiel des Tages begann in tiefster Stille, die nur durch eine vorausgehende, kriegerische Musik unterbrochen ward.

Häufig eröffnete man die Spiele mit dem grausamsten von allen: ein Bestiarius (zum Kampf mit den wilden Thieren verdammter Gladiator) mußte, gleichsam als einweihendes Opfer, zuerst sterben. Im vorliegenden Fall jedoch hielt es der erfahrene Pansa für besser, daß das blutige Drama an Interesse zu, nicht abnehme; Dem zufolge blieb der Kampf Olinths und des Atheners für das Ende aufgespart. Die beiden Reiter sollten zuerst die Arena einnehmen, dann die zu Fuß fechtenden Gladiatoren in der vorausbestimmten Paarung zugleich auf-

treten; sofort Glaukus und der Löwe ihre Rollen in dem blutigen Schauspiel durchführen, und endlich der Tiger mit dem Nazarener das große Finale bilden. Der Kenner der römischen Geschichte muß in Bezug auf die Belustigungen der Pompejaner seine Phantasie beschränken, und sich nicht auf jene Schlächtereien im großartigsten, prächtigsten Styl gefaßt machen, womit ein Nero oder Kaligula die Bewohner der Kaiserstadt beschenkten. Wirklich lag in den römischen Spielen, welche die berühmteren Gladiatoren und den größten Theil der wilden Thiere für sich verbrauchten, die Ursache, warum in den kleineren Städten des Reiches die Freuden des Amphitheaters vergleichungsweise menschlicher und seltener waren; und auch Pompeji erschien in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, blos als das Miniaturbild, der Mikrokosmus Roms. Immer jedoch blieb es ein furchtbares, imposantes Schauspiel, dem die neueren Zeiten glücklicherweise nichts Aehnliches an die Seite stellen können: ein gewaltiges, Reihe über Reihe zu einer Höhe von beinahe fünfzig Fuß * aufsteigendes Gebäude, wimmelnd von fünfzehn- bis achtzehntausend menschlichen Wesen, die auf keine Scheinvorstellung, keine Bühnentragödie, sondern auf wirklichen Sieg oder wirkliche Niederlage, das triumphirende Leben, oder den blutigen Tod eines Jeden, der die Arena betrat, herabsahen!

An jedem der zwei entgegengesetzten Endpunkte der Schranken, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, befand sich jetzt einer von den beiden Reitern, und auf ein von Pansa gegebenes Zeichen sprengten sie im nämlichen Augenblick in vollem Rennen auf einander los, jeder seinen runden Schild vorhaltend, und den leichten aber starken Wurfspieß hoch in der Luft schwingend; aber nur noch drei Schritte von dem Gegner entfernt, hielt das Pferd des Berbix plötzlich an, wandte sich um, und indem Nobilior in vollem Lauf vorbei flog, fiel ihm sein Widerpart in den Rücken. Nobiliors noch zu rechter Zeit empor

* Im Original steht fünfhundert Fuß, ein offenbarer Verstoß, indem nach dieser Angabe das Amphitheater in Pompeji ungefähr die Höhe des straßburger Münsters haben würde. Der Uebersetzer.

gehaltener Schild fing einen Stoß auf, der sonst tödtlich gewesen seyn würde.

„Recht so, Nobilior!“ rief der Prätor und löste damit der aufgeregten Menge den Mund.

„Brav getroffen! mein Berbix!“ antwortete Klodius von seinem Sitz aus; und von Seite zu Seite wiederhallte ein wildes Gesumm, von manchem Zuruf angeschwellt.

Die Visire beider Reiter waren gänzlich geschlossen, wie bei den Rittern der spätern Zeiten; gleichwohl bildete der Kopf den Hauptpunkt des Angriffs. Nobilior, seinen Renner mit nicht geringerer Geschicklichkeit als zuvor sein Gegner herumwerfend, richtete seinen Speer gerade nach dem Helm des Feindes. Berbix erhob den Schild, um sich zu decken, sein schnelläugiger Antagonist aber senkte die Waffe plötzlich weiter herab, und durchbohrte ihm die Brust. Berbix taumelte und fiel.

„Nobilior! Nobilior!“ jauchzte das Volk.

„Ich habe zehn Sestertien verloren,“ * murmelte Klodius zwischen den Zähnen.

„Habet! er hat es!“ sagte Pansa bedächtig.

Die Menge, noch nicht zur Grausamkeit verhärtet, gab das Zeichen der Begnadigung; aber als die Diener der Arena hinzu eilten, fanden sie, daß das Mitleid zu spät kam: — das Herz des Galliers war durchbohrt, und seine Augen vom Tod geschlossen. Es war sein Lebensblut, was so schwarz über den Sand und das Sägemehl der Arena hinfloß.

„Schade, daß es so bald vorüber ist; — man konnte sich nur kurze Zeit ängstigen,“ bemerkte Wittwe Fulvia.

„Ja, ich habe kein Mitleid mit Berbix. Konnte doch Jedermann sehen, daß Nobilior nur eine Finte machte! Siehe, sie befestigen den Todeshaken an seinem Körper; sie schleppen ihn in das Spoliarium; sie streuen neuen Sand auf die Bühne. — Pansa bedauert nichts mehr

* Ungefähr 560 Thaler.

als daß er nicht reich genug ist, um die Arena mit Borax und Zinnober überstreuen zu lassen, wie Nero zu thun pflegte."

„Nun, wenn der Kampf kurz war, so folgt wenigstens schnell ein anderer darauf: — Siehe da meinen hübschen Lydon auf dem Schauplatz! — Ja, und auch den Netzwerfer, so wie die Kämpfer mit dem Schwert! Herrlich!"

Wirklich hatten nunmehr sechs Kämpfer die Arena betreten: — Niger mit seinem Netz und Dreizack gegen Sporus mit dem Schild und dem kurzen Schwert; Lydon und Tetraides, einen Gürtel um die Lenden ausgenommen, ganz nackt, Jeder blos mit einem schweren griechischen Fechthandschuh bewaffnet — und endlich zwei Gladiatoren aus Rom, völlig in Stahl gekleidet und gleichmäßig mit ungeheuren Schilden und spitzigen Schwertern ausgerüstet.

Da der einleitende Kampf zwischen Lydon und Tetraides minder tödtlich war, als der zwischen den andern Streitern, so hatten sich Jene nicht so bald in der Mitte der Arena aufgestellt, als die Uebrigen, wie durch gemeinsames Einverständniß, zurückblieben, um zu sehen wie dieser Strauß enden würde, und erst die Ablösung des Cestus durch schärfere Waffen zu erwarten, ehe sie selbst die Feindseligkeiten begannen. Auf ihre Wehre gelehnt, standen sie gesondert von einander da, und sahen einem Schauspiel zu, das, wenn auch nicht blutig genug, um den vollen Beifall des großen Haufens zu haben, immerhin von demselben bewundert wurde, weil es seinem griechischen Ahnenland entstammte.

Auf den ersten Blick konnte Niemand ungleicher gepaart erscheinen, als die beiden Gegner. Tetraides, obwohl nicht größer als Lydon, war beträchtlich feister; die natürliche Derbheit seiner Muskeln wurde durch Massen von hartem Fleisch für das Auge des oberflächlichen Beobachters noch vergrößert; denn da es eine allgemeine Meinung war, daß beim Cestuskampf der Fleischigste am besten fahre, so hatte Tetraides seine natürliche Anlage zur Wohlbeleibtheit auf alle Art unterstützt. Seine Schultern waren breit und seine Gliedmaßen stramm,

kolbig und leicht auswärts gebogen in jener eigenthümlichen Bildung, die der Schönheit so viel entzieht um der Stärke so viel zu geben. Lydon dagegen war, abgerechnet eine bis zur Magerkeit gehende Schlankheit, in schönen, zarten Verhältnissen gebaut und Kennern konnte nicht entgehen, daß trotz einem bedeutend geringeren Muskelumfang, als sein Feind, Das, was ihm blieb, gesünder, eisenfester und gedrungener schien. Ueberdies durfte man annehmen, daß in dem Verhältniß, worin er weniger Fleisch besaß, ihm mehr Behendigkeit zu Gebot stehen würde; und ein stolzes Lächeln auf seinem entschlossenen Gesicht, das einen bedeutsamen Gegensatz zu der dumpfen Schwere seines Gegners bildete, flößte Denjenigen, die sich für ihn interessirten, Vertrauen ein, und fügte ihrem Mitleid Hoffnung bei. So war denn, trotz der scheinbaren Ungleichheit ihrer Kraft, der Ruf des Volkes fast so laut für Lydon, als für Tetraides.

Wer einen Kampf moderner Boxer gesehen hat, Wer die schweren, zermalmenden Schläge kennnt, welche die menschliche Faust, richtig geführt, beizubringen vermag, begreift leicht, wie sehr diese Fähigkeit noch durch lederne Riemen verstärkt werde mußte, die wie eine Binde bis zum Ellenbogen um den Arm herumliefen und durch Eisenplatten, ja zuweilen durch bleierne Gewichte an den Knöcheln, einen furchtbaren Zuwachs erhielten. Indessen eben dieser Umstand, der das Interesse an dem Kampf vermehren sollte, verminderte es vielmehr, denn er kürzte nothwendig die Dauer des Streites ab; — wenige glücklich und nach den Regeln der Kunst geführte Schläge konnten zu seiner Beendigung hinreichen, und so gab er denn nur selten hinlänglichen Spielraum für jene Energie, Unverzagtheit und Ausdauer, die häufig der höheren Kunst den Sieg abgewinnt, und das Interesse an dem Kampf, die Theilnahme an dem Muthigen, zu einem schmerzlichen Vergnügen steigert.

„Nimm Dich in Acht!“ brummte Tetraides, der seinem Feind näher und näher auf den Leib rückte, während Dieser sich eher um ihn herdrehte, als zurückwich.

Lydon antwortete blos durch einen verächtlichen Blick seines schnellen, wachsamen Auges. Tetraides führte einen Streich; — es war wie der Schlag eines Schmieds auf den Ambos. Lydon sank plötzlich auf ein Knie nieder — der Streich ging über seinen Kopf weg. Nicht so harmlos war Lydons Erwiederung. Rasch sprang er auf und wohl gezielt fiel sein Cestus mit voller Gewalt auf die breite Brust seines Antagonisten. Tetraides taumelte — das Volk jauchzte.

„Du bist heute unglücklich," sagte Lepidus zu Klodius; „bereits hast Du eine Wette verloren und wirst bei der zweiten auch den Kürzern ziehen."

„Bei den Göttern! meine Bildsäulen müssen in die Versteigerung, wenn Das der Fall ist. Ich habe nicht weniger als fünfzig Sestertien auf Tetraides gewettet. Aber sieh, sieh! wie er sich wieder aufrafft! Das war ein tüchtiger Schlag; er hat dem Lydon die Schulter aufgerissen. Ha Tetraides! — ha Tetraides!"

„Aber auch Lydon verliert das Herz nicht. Beim Pollux! sieh, wie er die Geistesgegenwart behält. Wie geschickt er diesen hammermäßigen Fäusten ausweicht; jetzt entschlüpft er hier hin, jetzt dorthin, — dreht sich wie ein Kreisel: — ah, armer Lydon! da hat er wieder eins bekommen."

„Noch immer Drei gegen Eins für Tetraides! was meinst Du, Lepidus!"

„Meinetwegen — neun Sestertien gegen drei; sey's d'rumm."

„Was! schon wieder, Lydon? Er hält an, er schnappt nach Luft. Bei den Göttern, er ist drunten! Nein! — kommt er wieder auf die Beine? Braver Lydon! Tetraides bekommt Muth — er lacht laut — er stürzt auf ihn los."

„Der Thor! das Glück blendet ihn — er sollte vorsichtiger seyn! Lydon hat ein wahres Luxauge!" murmelte Klodius zwischen den Zähnen.

„Ha, Klodius! sahst Du? Dein Mann taumelt! — noch ein Streich! — er fällt, er fällt!"

„Und die Erde gibt ihm neues Leben. Schon wieder ist er auf; aber das Blut strömt ihm das Gesicht herab."

„Beim Donnerer! Lydon gewinnt's. Sieh, wie er auf ihn eindrängt. Dieser Schlag auf die Schläfe würde einen Ochsen niedergeschmettert haben; und wirklich schlug er auch den Tetraides nieder. Er fällt auf's Neue — er kann sich nicht mehr rühren."

„Habet, habet!"

„Habet!" wiederholte Pansa. „Führt sie hinaus und gebt ihnen Rüstung und Schwerter."

„Edler Editor," erwiederten die Aufseher, „wir fürchten Tetraides erholt sich nicht sobald wieder; indessen wollen wir es versuchen."

„Thut es."

Nach wenigen Minuten kehrten die Diener, die den betäubten, bewußtlosen Gladiator hinausgeschleppt hatten, mit trüber Miene zurück. Sie fürchteten für sein Leben; er war gänzlich außer Stand, die Arena wieder zu betreten.

„In diesem Fall," entgegnete Pansa, „haltet den Lydon als Subditius, und so bald ein Gladiator besiegt ist, möge Lydon seine Stelle dem Sieger gegenüber einnehmen."

Das Volk jauchzte diesem Befehl Beifall, und versank dann wieder in tiefes Stillschweigen. Laut tönten die Trompeten. Die vier andern Kämpfer standen einander in schlagfertiger, ernster Reihe gegenüber.

„Kennst Du diese Römer, Klodius? gehören sie zu den Berühmteren, oder sind es nur gewöhnliche Leute?"

„Eumolpus ist ein guter Schwertkämper zweiten Ranges. Den Kleinern von Beiden, Nepimus, habe ich früher nie gesehen, aber er ist der Sohn eines kaiserlichen Fiskalis * und in einer guten Schule erzogen; ohne Zweifel werden sie sich wacker halten. Doch ich habe keine Lust mehr an dem Spiel; ich bekomme mein Geld nicht mehr

* Vom Kaiser unterhaltene Gladiatoren.

zurück — bin ruinirt. Fluch über diesen Lydon! Wer hätte gedacht, daß er so gewandt oder so glücklich seyn würde?"

„Na, Klodius, soll ich Mitleid mit Dir haben, und so, wie Du die Bedingungen angeben wirst, auf diese Römer wetten?"

„Auf Eumolpus zehn Sestertien gegen zehn?"

„Was! während man über Nepimus noch gar keine Erfahrungen hat? Nein, nein; Das wäre zu arg."

„Nun — zehn gegen acht?"

„Topp!"

Während der Kampf im Amphitheater also begonnen hatte, saß ein Mensch in den obern Reihen, für welchen derselbe ein schmerzliches — ein erdrückendes Interesse bot. Der greise Vater Lydons war, trotz seinem christlichen Abscheu gegen diese Spiele, in der Todesangst für den Sohn nicht fähig gewesen, der Versuchung, Zeuge seines Schicksals zu seyn, zu widerstehen. Einsam unter einem blutdürstigen Haufen von Unbekannten, dem Auswurf des niedern Volks, sah, fühlte der alte Mann nichts als die Gestalt, die Gegenwart seines Sohnes! Kein Laut war seinen Lippen entschlüpft, als er ihn zweimal zu Boden fallen sah; nur bläßer war er geworden, und seine Glieder hatten gezittert. Aber einen leisen Ruf hatte er ausgestoßen, als er ihn als Sieger erblickte; — ahnungslos des furchtbaren Kampfes, zu welchem dieser Sieg nur das Vorspiel war.

„Mein tapferer Junge!" sprach er und wischte sich die Augen.

„Ist es Dein Sohn?" fragte ein stämmiger Bursche zur Rechten des Nazareners. „Er hat wacker gekämpft: sehen wir, wie er sich ferner halten wird. Höre einmal, er muß mit dem Ersten, der Sieger wird, fechten. Bitte die Götter, alter Knabe, daß dieser Sieger keiner von den Römern und eben so wenig der Riese Niger sey."

Der alte Mann setzte sich wieder und bedeckte das Gesicht. Das Spiel bot für den Augenblick nichts Anziehendes für ihn — Lydon war nicht unter den Kämpfern. Doch plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, daß der Kampf nur ein zu großes Anrecht auf seine Aufmerk-

samkeit habe: der Erste, der fiel, machte ja dem Lydon Platz! Er fuhr auf und lehnte sich mit gespanntem Aug und gefalteten Händen hinaus, den Streitern zuzuschauen. Zunächst erregte das Gefecht zwischen Niger und Sporus die allgemeine Theilnahme, denn diese Art von Kampf war wegen des tödtlichen Ausgangs, der ihn gewöhnlich begleitete, und wegen der großen Kunst, die er von Seiten beider Gegner forderte, stets besonders einladend für die Zuschauer.

Die Beiden standen in beträchtlicher Entfernung von einander. Das herabgelassene Visir an dem eigenthümlichen Helm des Sporus verbarg dessen Gesicht; dagegen zog Nigers Miene durch ihre zusammengedrängte, wachsame Wildheit Aller Blicke nicht ohne einen gewissen Schauder auf sich. So blieben sie eine Weile, Jeder den Andern fest ins Auge fassend, stehen, bis Sporus langsam und mit großer Vorsicht vorzuschreiten anfing, die Spitze seines Schwertes, wie bei einem modernen Fechter, gerade auf die Brust des Feindes gerichtet. Niger zog sich zurück, sein Netz mit der rechten Hand ausbreitend und die kleinen, glänzenden Augen unverwandt auf die Bewegungen des Schwertkämpfers geheftet. Jählings, als ihm Sporus beinahe auf Armeslänge nah gekommen, beugte sich der Retiarius vorwärts und warf das Netz. Eine schnelle Wendung rettete den Gladiator von der tödtlichen Schlinge; er stieß einen gellenden Schrei der Freude und Wuth aus und stürzte auf Niger los; aber Dieser hatte das Netz bereits wieder eingezogen, über die Schultern geworfen und floh jetzt mit einer Schnelligkeit um die Arena her, in welcher es ihm der Secutor * umsonst gleich zu thun suchte. Das Volk lachte und jauchzte beim Anblick der erfolglosen Bemühung, womit der breitschultrige Gladiator den fliehenden Riesen einzuholen suchte, laut; plötzlich aber

* So genannt, weil es bei dieser Art des Kampfs sein Hauptgeschäft war, den Feind zu verfolgen, so bald er das Netz geworfen hatte, um ihn, ehe er noch Zeit hatte, dasselbe wieder in Ordnung zu bringen, mit dem Schwert zu treffen.

ward seine Aufmerksamkeit von diesen ab und auf die römischen Kämpfer gelenkt.

Sie hatten sich einander in der Entfernung moderner Fechter, Stirn gegen Stirn, gegenübergestellt; aber die ausnehmende Vorsicht, womit Beide Anfangs zu Werk gingen, hatte bis jetzt ein hitzigeres Gefecht unmöglich gemacht, und den Zuschauern volle Muße gelassen, ihre Aufmerksamkeit auf den Streit zwischen Sporus und Niger zu richten. Jetzt aber waren auch die Römer zum vollen, wilden Kampf erwärmt: sie drängten an, wichen zurück, nahten aufs Neue mit der ganzen umsichtigen, jedoch kaum wahrnehmbaren Behutsamkeit, die erfahrene, einander an Geschicklichkeit gleiche Männer bezeichnet; und nun eben hatte Eumolpus, der ältere Gladiator, durch jenen geschickten Rückstoß, dem zu entgehen man in der Arena für so schwer hielt, den Nepimus in die Seite verwundet. Das Volk jauchzte; Lepidus ward blaß.

„Ho, ho!“ rief Klodius; „das Spiel ist beinah zu Ende. Bleibt Eumolpus nur ruhig, so muß sich der Andere verbluten.“

„Aber Dank sey den Göttern, er hält sich nicht blos vertheidigungsweise. Sieh er dringt stark auf Nepimus ein! Beim Mars, Nepimus hat ihn jetzt! Wie sein Helm klang! Klodius, ich gewinne noch!“

„Warum wette ich auch anders als auf die Würfel!“ seufzte Klodius zwischen den Zähnen; — „oder warum kann ich nicht auch einen Gladiator mit Blei füllen!“

„Ha! Sporus, Sporus!“ jauchzte die Menge, als Niger plötzlich angehalten und sein Netz abermals und abermals erfolglos geworfen hatte. Diesmal war er nicht mit hinlänglicher Schnelligkeit entflohen, — das Schwert des Sporus hatte eine tiefe Wunde in sein rechtes Bein gestoßen; dadurch an der Flucht gehindert, ward er von dem wilden Schwertkämpfer hart gedrängt. Immer noch gaben ihm indessen sein hoher Wuchs und die Länge seines Armes nicht unbedeutende Vortheile, und den Dreizack der Stirn des Feindes fest entgegen-

haltend, wehrte er Diesen mehrere Minuten lang glücklich von sich ab. Da suchte Sporus durch schnelle Wendungen um seinen Gegner, der sich nothwendigerweise nur langsam und mühevoll bewegen konnte, herumzukommen; allein er verlor die Vorsicht, näherte sich dem Riesen zu sehr, erhob den Arm einen Streich zu führen, und die drei Spitzen des tödtlichen Speers drangen mit voller Gewalt in seine Brust! Er sank auf ein Knie. Im nächsten Augenblick war das Netz über ihn geworfen, — umsonst kämpfte er gegen dessen Maschen an; wieder und wieder krümmte er sich stumm unter den neuen Stößen des Dreizacks! — Schnell floß das rothe Blut durch das Netz über den Sand! — Er senkte die Arme, seine Ueberwindung anerkennend.

Der siegende Retiarius zog sein Netz zurück und sah, auf seinen Speer gelehnt, zu den Zuschauern hinauf, erwartend, welches Urtheil sie fällen würden. Zu gleicher Zeit wälzte der überwundene Gladiator seine umnachteten, verzweifelnden Blicke im Theater umher. Von Reihe zu Reihe, von Bank zu Bank starrten ihm nur erbarmungslose Augen entgegen!

Der Lärm, das Gesumm hatten aufgehört! die Stille war furchtbar, denn kein Mitleid lag in ihr; keine Hand — nicht einmal eine weibliche — gab das Zeichen der Gnade und des Lebens. Sporus war in der Arena nie beliebt gewesen, und in den letzten Augenblicken hatte sich das Interesse an dem Kampf dem verwundeten Niger zugewandt. Das Volk war zum Blutdurst erhitzt, das bloße Scheingefecht gewährte ihm keine Unterhaltung mehr; seine Theilnahme an dem Schauspiel hatte sich zum Verlangen nach einem Opfer, zur Lust am Tode, gesteigert!

Der Gladiator fühlte, daß sein Schicksal unwiderruflich sey; er ließ keine Bitte, keinen Seufzer hören. Das Volk gab das Zeichen des Todes! In entschlossener, knirschender Unterwürfigkeit beugte er den Nacken, um den tödtlichen Streich zu empfangen. Da der Speer des Retiarius keine Waffe war, um einen plötzlichen, sichern Tod zu geben, trat eine grauenvolle Gestalt, deren Züge unter dem Helm gänzlich

verborgen waren, in die Arena, und schwang ein kurzes, scharfes Schwert. Mit langsam abgemessenen Schritten näherte sich dieser furchtbare Henker dem immer noch knieenden Gladiator, legte die linke Hand auf seinen gesenkten Helm, setzte die Schärfe der Klinge auf seinen Nacken, wandte sich rings gegen die Versammlung um, ob diese nicht etwa im letzten Moment noch Reue über ihren Beschluß anwandle. Das furchtbare Zeichen blieb dasselbe; hell glänzte der Stahl in der Luft, fiel nieder und der Gladiator rollte im Sand dahin; seine Glieder zuckten — wurden still — er war eine Leiche!

Sogleich ward sein Körper durch das Todesthor von der Arena weggezogen und in die dunkle Höhle geworfen, die man mit dem Namen Spoliarium bezeichnete. Ehe er noch recht an diesem Ort angekommen, war das Gefecht zwischen den beiden übriggebliebenen Kämpfern entschieden. Das Schwert des Eumolpus hatte seinem weniger geübten Gegner die Todeswunde beigebracht. Ein neues Opfer wurde dem Behältniß der Erschlagenen zugefügt.

Eine allgemeine Bewegung ging durch die große Menschenmenge, das Volk athmete freier und nahm aufs Neue seine Sitze ein. Aus den verborgenen Röhren ergoß sich ein angenehmer Spritzregen über jede Reihe des Amphitheaters. In üppigem Wohlbehagen unterhielten sich die Abgekühlten über die eben gesehene Blutscene. Eumolpus nahm den Helm ab und wischte sich die Stirn; das krause Haar, der kurze Bart, die edeln römischen Züge und das glänzende schwarze Aug erregten allgemeine Bewunderung. Er war frisch, unverwundet, unermüdet.

Nach einer Pause verkündigte der Editor mit lauter Stimme, daß Lydon der Nachfolger des erschlagenen Nepimus, und der neue Gegner des Eumolpus seyn solle. „Jedoch Lydon," fügte er hinzu, „willst Du den Kampf mit einem so tapfern und geübten Feind ablehnen, so hast Du hiezu volle Freiheit. Eumolpus war Dir nicht ursprünglich zum Gegner bestimmt. Du weißt am besten, in wie weit Du Dich mit ihm messen kannst. Unterliegst Du, so ist ein ehrenvoller

Tod Dein Loos; siegst Du, so will ich den festgesetzten Preis aus meiner eigenen Börse verdoppeln."

Das Volk jauchzte Beifall. Lydon stand in der Arena; er sah umher; hoch oben erblickte er das bleiche Gesicht, die gespannten Augen seines Vaters. Unentschlossen wandte er sich für einen Moment ab. Nein! der Sieg mit dem Cestus reichte noch nicht hin; er hatte den Preis noch nicht gewonnen — noch immer war sein Vater ein Sklave!

„Edler Aedil," antwortete er mit fester, tiefer Stimme, „ich fürchte mich vor diesem Kampf nicht. Um der Ehre Pompeji's willen fordere ich, daß ein Zögling des längst berühmten Lanista dieser Stadt mit dem Römer fechte."

Das Volk jauchzte lauter als zuvor.

„Vier auf Eins gegen Lydon," sagte Klodius zu Lepidus.

„Nicht zu Zwanzig gegen Eins verstände ich mich," entgegnete Lepidus; „ist doch Eumolpus ein wahrer Achill und dieser arme Kerl ein bloßer Anfänger."

Eumolpus blickte dem Lydon fest ins Gesicht; er lächelte; aber dem Lächeln folgte ein leiser, kaum hörbarer Seufzer, — ein Hauch mitleidiger Bewegung, welche die Sitte im Augenblick wieder erstickte, wo das Herz sie anerkannte.

Und so standen sie denn bald in vollständiger Rüstung, mit gezogenem Schwert und geschlossenem Visir, die beiden letzten Kämpfer der Arena, (ehe Mensch und Thier den Kampf begannen,) einander gegenüber.

In diesem Moment wurde dem Prätor von Einem der Aufseher ein Brief überbracht. Er wickelte die Schnur auf, warf einen Blick auf den Inhalt, und sein Gesicht deutete Verwunderung und Verlegenheit an. Noch einmal las er den Brief, warf ihn dann mit den hingemurmelten Worten: „Pah! unmöglich! der Mensch muß schon am Vormittag betrunken seyn, daß ihm solcher Unsinn einfallen kann!" —

nachläßig auf die Seite und setzte sich wieder gravitätisch zurecht, um den Spielen zuzuschauen.

Die Theilnahme der Zuschauer war zum höchsten Grad gesteigert. Zuerst hatte Eumolpus ihre Gunst gewonnen; aber Lydons Heldenmuth und seine wohlberechnete Anspielung auf die Ehre des pompejanischen Lanista hatte sofort dem Letztern in den Augen des Volks den Vorzug gegeben.

„Heda, alter Bursche," wurde Medon von seinem Nachbar angeredet, „Dein Sohn hat mit einem gewaltigen Gegner zu thun. Aber fürchte nichts, der Editor wird nicht zugeben, daß er umkommt — und auch das Volk nicht; er hat sich dafür zu wacker gehalten. Ha! das war ein tüchtiger Hieb! gut abgewendet! beim Pollux; noch einmal an ihn, Lydon! — sie halten an, um sich auszuschnauben. Was murmelst Du da, alter Junge?"

„Gebete," entgegnete Medon mit ruhigerer und hoffnungsvollerer Miene, als er bis jetzt gezeigt.

„Gebete? — Possen! die Zeit, wo die Götter die Menschen in Wolken wegtrugen, ist vorbei. Ha Jupiter! welch ein Hieb! Deine Seite! — nimm Deine Seite in Acht, Lydon!"

Ein krampfhafter Schauder zuckte durch die ganze Versammlung; von einem mächtigen — mit voller Gewalt auf den Helmkamm geführten Hieb des Eumolpus war Lydon in die Kniee gesunken.

„Habet! er hat es!" rief eine gellende, weibliche Stimme; „er hat es, holla!"

Es war die Stimme des Mädchens, die so sehnsüchtig der Tödtung eines Verbrechers entgegen gesehen hatte.

„Still, Kind," entgegnete Pansa's Frau gestreng, „non habet! — er ist nicht verwundet."

„Ich wollte, er wäre es, wäre es auch nur, um den alten Sauertopf Medon damit zu ärgern," flüsterte das Mädchen vor sich hin.

Eben jetzt fing Lydon, der sich bisher mit großer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart vertheidigt hatte, dem kräftigen Angriff des

geübten Römers zu weichen an; sein Arm ward müde, sein Auge schwindlig; er athmete schwer und mühsam. Abermals hielten die Kämpfer an, um Luft zu schöpfen.

„Junger Mensch!“ sagte Eumolpus mit leiser Stimme, „laß ab; ich will Dich leicht verwunden — dann senke Deine Arme; Du hast den Editor und das Volk gewonnen — Du wirst mit Ehren losgesprochen werden!“

„Und mein Vater fort und fort ein Sklave bleiben,“ seufzte Lydon vor sich hin. „Nein, Tod oder seine Freiheit.“

In diesem Gedanken und im Gefühl, daß seine Kraft der Ausdauer des Römers nicht gewachsen sey, folglich Alles von einer plötzlichen verzweifelten Anstrengung abhänge, stürzte er grimmig auf Eumolpus los. Behutsam wich der Römer zurück; — Lydon that einen zweiten Hieb; — Eumolpus beugte auf die Seite; das Schwert streifte an seinem Panzer vorbei und Lydons Brust wurde blos gestellt; — der Römer stieß den Stahl durch die Fugen der Rüstung, ohne eine tiefe Wunde beibringen zu wollen; allein Lydon, matt und erschöpft, taumelte vorwärts und fiel gerade in die Spitze. Sie fuhr durch und durch und wieder zum Rücken heraus! Eumolpus zog die Klinge zurück; noch versuchte Lydon das Gleichgewicht wieder zu erhalten, aber die Waffe entsank seinem Griff, — unwillkührlich vollendete er den Stoß nach dem Gladiator mit unbewehrter Hand und fiel der Länge nach zu Boden. Wie durch Verabredung machten Editor und Zuschauer das Zeichen der Gnade. Die Diener der Arena näherten sich; sie nahmen dem Besiegten den Helm ab. Noch athmete er; seine Augen rollten grimmig gegen den Feind; die Wildheit, die er in seinem Beruf erworben, starrte aus seinem Blick und brütete auf der bereits von den Schatten des Todes umdunkelten Stirn. Dann wandte er, mit krampfhaftem Gestöhn sich halb emporbäumend, das Gesicht nach oben. Es weilte nicht auf der Miene des Editors oder auf den mitleidsvollen Zügen seiner milden Richter. Er sah sie nicht; ihm war es, als wäre

der große Raum leer und öde; nur ein einziges, von Todesschmerz durchzucktes Antlitz erkannte er, nur ein einziger Schrei eines gebrochenen Herzens drang durch das Summen und Rufen der Menge zu seinem Ohr. Die Wildheit schwand aus seinen Augen; ein sanfter, zärtlicher Ausdruck heiligender aber verzweifelnder Kindesliebe spielte um sie — spielte — floh — verdüsterte sich! Plötzlich ward sein Gesicht wieder verschlossen und hart, und nahm die vorige Wuth an. Er sank auf die Erde zurück.

„Seht nach ihm!“ sprach der Aedil, „er hat seine Pflicht gethan!“

Die Diener schleppten ihn in das Spoliarium.

„Ein ächtes Bild des Ruhms und seines Schicksals!“ flüsterte Arbaces vor sich hin; und in seinem über die Menge hinfliegenden Auge lag so viel Hohn und Verachtung, daß jedem, der diesem Blick begegnete, der Athem stillstand, und die Seele zu einem einzigen Gefühl der Demüthigung und Furcht einstarrte.

Abermals ergoßen sich reiche Düfte durch das Theater; die Diener streuten frischen Sand auf die Arena.

„Bringt den Löwen und Glaukus, den Athener!“ rief der Editor.

Und eine tiefe, odemlose Stille der gespanntesten Theilnahme und eines tiefgefühlten, jedoch wunderlich genug, nicht unangenehmen Schauders lag wie ein mächtiger, furchtbarer Traum über der Versammlung.

Drittes Kapitel.

Sallust und Nydias Brief.

Dreimal war Sallust aus dem Morgenschlaf erwacht, und dreimal hatte er sich bei der Erinnerung, daß sein Freund heute sterben sollte, mit einem tiefen Seufzer aufs Neue einer kurzen Vergessenheit

zugewandt. Sein einziges Absehen im Leben war, den Schmerz zu vermeiden, und wo er ihn nicht vermeiden konnte, ihn wenigstens zu vergessen.

Endlich unfähig, sein Bewußtseyn länger in Schlaf zu senken, erhob er sich aus seiner liegenden Stellung und gewahrte den Lieblingsfreigelassenen, die wie gewöhnlich neben dem Bette saß: denn Sallust, der, wie schon bemerkt, den Geschmack eines gebildeten Mannes für die feinere Literatur hatte, war gewöhnt, sich vor dem Aufstehen ein oder zwei Stunden lang vorlesen zu lassen.

„Keine Bücher heute; keinen Tibull, keinen Pindar für mich! Pindar! ach, ach! schon sein Name ruft mir die Spiele vor die Seele, deren blutdürstige Nachfolgerin unsere Arena ist. * Hat es begonnen im Amphitheater? Haben seine Vorstellungen angefangen?“

„Schon längst, o Sallust! Hörtest Du die Trompeten und das Getramp der Füße nicht?“

„Ach ja, aber den Göttern sey Dank, ich war noch schlaftrunken und durfte mich blos auf die andere Seite kehren, um wieder einzuschlummern.“

„Die Gladiatoren müssen längst in der Arena seyn.“

„Die Unglücklichen! Es ist doch Niemand von meinen Leuten zu dem Schauspiel gegangen?“

„O nein! Deine Befehle waren zu bestimmt.“

„Gut. — Wollte, der Tag wäre vorüber! Was ist das für ein Brief auf dem Tisch dort?“

„Der? Ach der Brief, den Du gestern Abend erhielst; aber Du warst zu — zu .....“

„Betrunken, um ihn zu lesen, denk' ich wohl. Schadet nichts; er kann nicht von großer Wichtigkeit seyn.“

„Soll ich ihn für Dich öffnen, Sallust?“

* Pindar besang bekanntlich die edleren Spiele der Griechen in Olympia, Nemea, auf der Landenge bei Korinth &c.

„Thu' es; immer etwas, um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Der arme Glaukus!"

Der Freigelassene nahm die Binde von dem Schreiben. „Was! griechisch!" rief er; „wohl von einer gebildeten Dame!" Er überflog den Inhalt und sein Gesicht drückte plötzliche Bewegung und Ueberraschung aus. „Gute Götter! was haben wir gethan, edler Sallust, daß wir diesem Brief nicht früher Beachtung schenkten! Höre:"

„„Nydia, die Sklavin, an Sallust, den Freund des Glaukus! Ich bin eine Gefangene im Haus des Arbaces; eile zum Prätor! bewirke meine Loslassung, und wir können Glaukus vom Löwen erretten! Es ist ein anderer Gefangener in diesen Mauern, dessen Zeugniß den Athener von der gegen ihn vorgebrachten Anklage zu entheben vermag: ein Mensch, der die That mit ansah — der beweisen kann, daß der Verbrecher ein Bösewicht ist, auf welchem bisher kein Verdacht ruhte. Fliege, eile! schnell, schnell! Bring Bewaffnete mit, für den Fall, daß Du etwa auf Widerstand stoßen solltest, und einen geschickten, klugen Schmied, denn die Kerkerthür meines Mitgefangenen ist dicht und stark. Bei Deiner rechten Hand, bei Deines Vaters Asche! verliere keine Minute!"

„Große Götter!" rief Sallust auffahrend, „und an diesem Tag, ja in dieser Stunde vielleicht stirbt er. Was ist zu thun? Sogleich will ich zum Prätor."

„Nein, nicht so. Der Prätor so gut, als der Editor Pansa selbst, ist das Geschöpf des Volkes; und das Volk will von keinem Aufschub hören, will im Augenblick der gespannten Erwartung nicht leer ausgehen. Ueberdies würde die Oeffentlichkeit eines solchen Schrittes den schlauen Egypter zu früh warnen. Offenbar hat er sein Interesse dabei, Nydia und ihren Mitgefangenen verborgen zu halten. Nein, zum Glück sind Deine Sklaven zu Haus."

„Ich verstehe Dich," unterbrach ihn Sallust; „bewaffne die Sklaven sogleich. Die Straßen sind leer. Wir selbst wollen nach dem Haus des Arbaces eilen und die Gefangenen befreien. Schnell! schnell!

Holla! Davus daher! Meinen Mantel und meine Sandalen, Papyrus und Rohr.* Ich will an den Prätor schreiben und ihn bitten, die Bestrafung des Glaukus noch aufzuschieben, indem wir binnen einer Stunde seine Unschuld beweisen können. — So, so; auf solche Art wird es gehen. — Davus, eile mit diesem Brief zum Prätor im Amphitheater. Sorge, daß er in seine eigenen Hände kommt. Und jetzt fort! O ihr Götter, deren Vorsehung Epikur läugnete, steht mir bei, und ich will Epikur einen Lügner nennen!"

Viertes Kapitel.

Das Amphitheater noch einmal.

Glaukus und Olinth waren beisammen in der dunkeln, engen Zelle, worin die zur Arena verdammten Verbrecher ihren letzten, furchtbaren Kampf erwarteten. Jeder suchte mit seinen erst seit Kurzem an das Dunkel gewöhnten Augen die Züge des Andern in dieser furchtbaren Stunde zu erforschen, und in dem düstern Licht, dessen Bläße die natürlichen Farben von ihren Wangen verjagte, schienen Beide von einem aschfarbenen, gespensterhaften Weiß übergossen. Allein ihre Stirnen waren kühn und unerschrocken, ihre Glieder zitterten nicht, ihre Lippen waren zusammengedrückt und fest. Die Religion des Einen, der Stolz des Andern, das Bewußtseyn der Unschuld in Beiden und vielleicht die Stütze, die Jeder in der Anwesenheit des Andern fand, erhoben das Schlachtopfer zum Helden.

„Hörst Du das Geschrei? sie jauchzen über Menschenblut!" sagte Olinth.

„Ich hör' es, das Herz bebt mir darüber, aber die Götter stützen mich."

* Des Rohrs (calamus) bediente man sich, um auf Papyrus oder Pergament, des Stilus, um auf Wachstäfelchen, Baumblätter, Metallplatten und dergleichen zu schreiben. Briefe schrieb man bald auf Papyrus, bald auf Täfelchen.

„Die Götter! o unbesonnener, junger Mann, erkenne wenigstens in dieser Stunde den einzigen Gott. Hab' ich Dich nicht im Kerker belehrt, für Dich geweint, für Dich gebetet — habe ich nicht in meinem Eifer und in meinem Schmerz mehr an die Rettung Deiner Seele, als an die der meinigen gedacht?"

„Braver Freund," antwortete Glaukus feierlich, „mit Ehrfurcht, mit Erstaunen und mit einer geheimen Neigung zum Glauben hab' ich auf Dich gehört. Blieben wir am Leben, so hätt' ich mich vielleicht den Lehrsätzen meiner eigenen Religion entwöhnt und zu der Deinigen geneigt; aber in dieser letzten Stunde würde ich als eine gemeine Memme erscheinen, wenn die augenblickliche Angst bei mir hervorbrächte, was nur das Ergebniß langer Ueberlegung seyn sollte. Wenn ich jetzt Deinen Glauben annähme und die Götter meiner Väter verwürfe, könnte ich da nicht durch Deine Zusage eines Himmels bestochen oder durch die Drohung der Hölle eingeschüchtert seyn? Nein, Olinth! denken wir von einander mit gleicher Liebe: ich will Deine Sorge um mich ehren, und Du mögest meine Blindheit oder meinen hartnäckigen Muth bemitleiden. Wie mein Thun gewesen, so wird mein Lohn seyn, und die höchste Macht wird nicht hart über Menschenirrthum urtheilen, wenn er mit Ehrlichkeit der Absicht und Wahrheit des Herzens verbunden war. Sprechen wir nicht weiter hierüber. Still! hörst Du, wie sie einen schweren Leichnam durch den Gang schleppen! so wie er, werden bald auch wir Staub seyn."

„O Himmel! o Christus! schon sehe ich Euch!" rief der glühende Olinth mit erhobenen Händen. „Ich zittere nicht; — ich freue mich, daß mein Kerker bald zerbrochen seyn wird."

Glaukus neigte schweigend sein Haupt. Er fühlte den Unterschied zwischen seinem Muth und dem seines Mitgefangenen. Der Heide bebte nicht, aber der Christ jauchzte.

Knarrend öffnete sich die Thür und der Glanz von Speeren schimmerte an den Wänden.

„Glaukus von Athen, Deine Zeit ist gekommen," sprach eine laute, helle Stimme; „der Löwe wartet Deiner."

„Ich bin fertig," sprach der Athener. „Bruder und Leidensgefährte, noch eine letzte Umarmung! segne mich und lebe wohl!"

Der Christ öffnete die Arme; — er drückte den jungen Heiden an die Brust; — küßte ihm Stirn und Wange, — schluchzte laut, und schnell und heiß floßen seine Thränen über die Züge des Freundes.

„O hätt' ich Dich bekehren können, so würde ich nicht weinen. O daß ich zu Dir sagen könnte: wir Beide werden heute Abend mit einander im Paradiese seyn!"

„Vielleicht ist dies dennoch der Fall," entgegnete Glaukus mit bebender Stimme. „Diejenigen, welche der Tod trennt, können sich jenseits des Grabes treffen. Erde, schöne geliebte Erde, lebe wohl für ewig! Würdiger Centurio, ich bin fertig."

Er riß sich weg, und als er hinaus in die Luft kam, drückte ihr Hauch, der heiß und trocken war, obwohl die Sonne nicht schien, schwer auf ihn ein. Sein von den Wirkungen des tödtlichen Trankes noch nicht erholter Körper schauderte und wankte. Die Soldaten mußten ihn stützen.

„Muth!" sprach Einer, „Du bist jung, rüstig, gut gebaut. Man gibt Dir eine Waffe; verzweifle nicht; vielleicht trägst Du noch den Sieg davon."

Glaukus gab keine Antwort, aber beschämt über seine Schwäche, gewann er durch eine verzweifelte, krampfhafte Anstrengung die Festigkeit seiner Nerven wieder. Man salbte seinen Körper, der bis auf einen Gürtel um die Lenden ganz nackt war, mit Oel, gab ihm den Stilus in die Hand und führte ihn in die Arena. Und als jetzt der Grieche die Augen von Tausenden und aber Tausenden auf sich gerichtet sah, fühlte er sich nicht länger einen Sterblichen. Alle Anzeichen von Furcht, alle Furcht selbst war hinweg. Eine stolze Röthe verbreitete sich über die blassen Züge; — er richtete sich zu der ganzen Höhe seiner herrlichen Gestalt empor. In der elastischen Schönheit seiner Glieder, in der

stolzen Verachtung der unbezähmten Seele, die aus seiner Stellung, seiner Lippe, seinem Auge sichtlich athmete, hörbar sprach, schien er ein lebendiges Abbild des Heldensinnes seines Landes; zugleich ein Heros und ein Gott!

Das Gemurmel des Hasses und Abscheus über sein Verbrechen, das bei seinem Eintritt ertönt war, erstarb im Stillschweigen unwillkürlicher Bewunderung und halb mitleidiger Ehrfurcht; und mit einem schnellen, krampfhaften Seufzer, der aus der ganzen Menschenmasse, als wäre sie ein einziges Herz, hervorzubringen schien, wandte sich der Blick der Zuschauer von dem Athener auf ein dunkles, ungestaltes Ding mitten in der Arena. Es war der vergitterte Käfig des Löwen!

„Bei der Venus! wie warm es ist!" sagte Fulvia, „und doch scheint keine Sonne. Hätten doch die einfältigen Matrosen * das Loch in dem Sonnenzelt zugemacht!"

„Ja, es ist wirklich warm. Mir wird ganz übel," entgegnete Pansa's Frau. Selbst ihr erprobter Stoicismus wich vor dem Kampf, der jetzt stattfinden sollte.

Der Löwe war vierundzwanzig Stunden lang ohne Nahrung gelassen worden, und das Thier hatte den ganzen Morgen über eine seltsame Unruhe und Unbehaglichkeit gezeigt, welche der Wärter dem quälenden Hunger zuschrieb. Allein sein Benehmen schien mehr auf Furcht, als auf Wuth zu deuten: sein Gebrüll war peinlich und wie ein Angstgeschrei gewesen; es hatte den Kopf gehängt, die Luft durch die Eisenstangen geschnoppert, sich niedergelegt, war wieder aufgefahren, und hatte von Neuem sein wildes, weithallendes Geheul ertönen lassen. Jetzt aber lag es regungslos und stumm, mit weit geöffneten Nüstern hart gegen das Gitter gedrängt, in seinem Käfig, mit schwerem Athem den Sand in der Arena aufwirbelnd. Die Lippe des Editors zitterte und seine Wange ward bleich; ängstlich sah er umher, zögerte,

* Man bediente sich in der Regel der Schiffsleute zum Aufspannen der Velaria.

weilte; — die Menge ward ungeduldig. Langsam gab er das Zeichen; der hinter dem Käfig befindliche Wärter schob das Gitter behutsam auf die Seite und mit einem mächtigen, freudigen Gebrüll der Erlösung stürzte der Löwe heraus. Hastig zog sich der Wärter durch den verwahrten Gang, der nach der Arena führte, zurück, und schied von dem Herrn der Wüste und seinem Opfer.

Glaukus hatte sich in die festeste Stellung gegen den erwarteten Anlauf des Thieres ausgelegt, die kleine, funkelnde Waffe hoch in der Hand, in der schwachen Hoffnung, daß vielleicht ein gut geführter Stoß (denn er wußte, daß er nur Zeit zu Einem habe) durch das Auge in das Gehirn seines grimmen Feindes dringen werde.

Aber zum unaussprechlichen Erstaunen Aller schien der Löwe nicht einmal die Gegenwart des Verbrechers wahrzunehmen. Schon im ersten Moment seiner Befreiung hielt er plötzlich an, erhob sich mit halbem Leib und schnaubte die obere Luft mit ängstlichem Gestöhn; dann sprang er plötzlich vorwärts, aber nicht gegen den Athener. Halb eilig, halb zögernd kreiste er rund um die Arena her, und wandte den gewaltigen Kopf mit verstörtem Blick nach allen Seiten, als spüre er nur einen Ausweg zur Flucht auf; mehrmals suchte er über die Brustwehr zu springen, die ihn von den Zuschauern trennte und stieß, als ihm dieses mißlang, eher ein Schreckensgeheul als seinen furchtbaren, königlichen Ruf aus. Er gab kein Zeichen von Zorn oder Hunger; der Schweif, statt die mächtigen Seiten zu peitschen, schleppte auf dem Sand dahin, und obwohl das Auge bisweilen dem Glaukus zuwanderte rollte es doch wieder begierdelos von ihm weg. Endlich, wie des Versuchs zur Flucht müde, kroch er murrend in seinen Käfig und legte sich aufs Neue zur Ruhe nieder.

Das erste Staunen der Versammlung über die Apathie des Löwen verwandelte sich bald in Verdruß über seine Feigheit, und bereits ging das Mitleid mit Glaukus in Aerger über die Fehlschlagung der eigenen Hoffnungen unter.

Der Editor rief dem Wärter zu:

„Was ist das? Nimm den Stachel, treib' ihn heraus und schließ dann die Thür des Käfigs."

Indem sich der Wärter mit einiger Furcht und noch größerer Verwunderung anschickte, dem Befehl nachzukommen, vernahm man ein lautes Geschrei am Eingang der Arena; es war eine Verwirrung, ein Durcheinander, — scheltende Stimmen ließen sich jählings vernehmen, und wurden durch die Antwort eben so schnell zum Schweigen gebracht. Alle Augen wandten sich, erstaunt über die Unterbrechung, dem Ort des Getümmels zu; die Menge machte Platz und plötzlich erschien Sallust vor den Sitzen der Senatoren mit aufgelöstem Haar, athemlos, erhitzt, dem Umsinken nah. Hastig warf er den Blick in der Arena umher. „Weg mit dem Athener!" rief er; „schnell! er ist unschuldig! nehmt Arbaces, den Egypter, fest! Der ist der Mörder des Apäcides!"

„Rasest Du, Sallust?" fragte der Prätor, sich von seinem Sitz erhebend; „was soll dieses Wüthen?"

„Weg mit dem Athener! Schnell, oder sein Blut komme auf Dein Haupt! Prätor zögere, und Du hast es mit Deinem eigenen Leben beim Kaiser zu verantworten. Ich bringe den Augenzeugen vom Tod des Priesters Apäcides. Platz da! — zurück! — ausgewichen! — Bewohner Pompeji's, heftet Eure Augen auf Arbaces — dort sitzt er! Platz da, Platz für den Priester Kalenus!"

Blaß, abgemagert, dem Rachen des Hungertodes kaum entrissen, mit eingefallenem Gesicht, das Aug mit Blut unterlaufen wie bei einem Geier, die gewaltige Gestalt zum Geripp abgezehrt, wurde Kalenus in die nämliche Sitzreihe getragen, in welcher Arbaces saß. Seine Befreier hatten ihm nur wenig Nahrung gegeben, aber die Hauptkräftigung für seine schwachen Glieder war der Durst nach Rache.

„Der Priester Kalenus!" rief das Volk; „ist er's? nein, es ist ein Gespenst!"

„Es ist der Priester Kalenus," sprach der Prätor ernst. „Was hast Du zu sagen?"

„Arbaces der Egypter ist der Mörder des Apäcides, des Priesters der Isis; meine Augen sahen ihn den Todesstreich führen. Aus dem Kerker, in den er mich gestürzt; — aus der Nacht und den Schrecken des Hungertodes haben mich die Götter errettet, um seinen Frevel zu verkünden! laßt den Athener los, er ist unschuldig!"

„Darum also hat ihn der Löwe verschont; — ein Wunder, ein Wunder!" rief Pansa.

„Ein Wunder, ein Wunder!" jauchzte das Volk. „Weg mit dem Athener — werft Arbaces dem Löwen vor!"

Und von Berg zu Thal, von der Küste zur See wiederhallte der Ruf: „werft Arbaces dem Löwen vor!"

„Soldaten, entfernet den Angeklagten Glaukus, — entfernt, aber bewacht ihn noch," befahl der Prätor. „Die Götter häufen ihre Wunder auf diesen Tag."

Als der Prätor das Wort der Befreiung aussprach, erhob sich eine weibliche, kindliche Stimme in lautem Freudenruf. Mit elektrischer Kraft drang sie durch das Herz der Versammlung, — sie war rührend, — sie war heilig diese Kinderstimme! und das Volk hallte sie in mitfühlendem Glückswunsch zurück.

„Still," sprach ernst der Prätor; „Wer ist da?"

„Das blinde Mädchen, Nydia," erwiederte Sallust, „ihre Hand ist es, die den Kalenus aus dem Grab erhob, und Glaukus von dem Löwen errettete."

„Hievon hernach," entgegnete der Prätor. „Kalenus, Priester der Isis, Du klagst den Arbaces des Mordes an Apäcides an?"

„Ja!"

„Du sahst die That?"

„Prätor, mit diesen meinen Augen...."

„Genug für jetzt, das Nähere muß gelegenerer Zeit und Stelle aufbewahrt bleiben. Arbaces von Egypten, Du hörst die Anklage wider Dich; — Du hast noch nicht gesprochen! — Was hast Du zu erwiedern?"

Das Antlitz der Menge haftete schon lange auf Arbaces, aber doch erst seit die Betroffenheit, die er bei der ersten Beschuldigung Sallusts und der Erscheinung des Kalenus gezeigt, wieder gewichen war. — Bei dem Ruf, „werft Arbaces dem Löwen vor!“ hatte er allerdings gezittert und das dunkle Braun seiner Wange war bläßer geworden, aber schnell hatte er seine Würde und Selbstbeherrschung wieder gewonnen. Stolz erwiederte er den Zornblick zahlloser Augen um ihn her, und als er nunmehr auf die Frage des Prätors antwortete, geschah es in jenem eigenthümlich ruhigen, befehlenden Ton, der seine Rede stets bezeichnete.

„Prätor, diese Anschuldigung ist so toll, daß sie kaum eine Widerlegung verdient. Mein erster Ankläger ist der edle Sallust, — der vertrauteste Freund des Glaukus! Mein zweiter ein Priester: — ich verehre sein Kleid und seinen Beruf; — aber, Bürger Pompeji's, Ihr kennt einigermaßen den Charakter des Kalenus: — seine Habsucht und Geldgier dienen zum Sprichwort; — das Zeugniß eines solchen Menschen kann erkauft werden! Prätor — ich bin unschuldig!“

„Sallust,“ fragte der Richter, „wo fandest Du den Kalenus?“

„In dem Verlies des Arbaces.“

„Egypter,“ sprach der Prätor mit gefurchter Stirn, „Du hast Dir also herausgenommen, einen Priester der Götter einzukerkern: und warum?“

„Höre mich,“ entgegnete Arbaces ruhig aufstehend, aber mit sichtbarer Bewegung in den Zügen: „dieser Mensch kam und drohte mir mit der jetzt wirklich vorgebrachten Anklage, falls ich sein Stillschweigen nicht mit der Hälfte meines Vermögens erkaufen würde. — Ich machte Gegenvorstellungen; umsonst! Ruhig da.... — laßt mich den Priester nicht unterbrechen! Edler Prätor und Ihr, o Bürger, ich war ein Fremder im Lande! ich wußte mich unschuldig an dem Verbrechen, aber das Zeugniß eines Priesters gegen mich mochte mich gleichwohl ins Verderben stürzen! In der Verlegenheit lockte ich ihn

in das Verlies, aus dem er so eben befreit worden ist, unter dem Vorwand, als sey es die Vorrathskammer meines Goldes. Dort wollte ich ihn festhalten, bis das Schicksal des wirklichen Verbrechers besiegelt wäre, wo dann seine Drohungen von keinem weitern Erfolg seyn konnten. Aber ich hatte nichts Uebles mit ihm vor; — ich kann einen Mißgriff begangen haben: — doch Wer von Euch wird die Billigkeit der Selbsterhaltung nicht anerkennen? War ich schuldig, warum legte dieser Priester sein Zeugniß nicht während der gerichtlichen Verhandlung ab? In diesem Fall würd' ich ihn weder zurückgehalten noch versteckt haben. Warum brachte er meine Schuld nicht vor, als ich die Schuld des Glaukus vorbrachte? Prätor, das bedarf wohl einer Antwort. Im Uebrigen beruf' ich mich auf Eure Gesetze. Ich verlange ihren Schutz. Bringt den Angeklagten und den Ankläger von hier weg. Willig werd' ich der Entscheidung des gesetzlichen Gerichtes entgegentreten, und mich an dieselbe halten. Hier aber ist nicht der Ort zu weiterer Unterredung."

„Er hat Recht," erwiederte der Prätor. „He Wachen! entfernt den Arbaces und hütet den Kalenus! Sallust, Du bleibst uns für Deine Anklage verantwortlich. Fahrt jetzt in den Spielen fort."

„Was?" rief Kalenus, und wandte sich gegen das Volk, „soll Isis also verachtet werden? Soll das Blut des Apäcides immer noch um Rache schreien? Soll der Lauf der Gerechtigkeit jetzt stocken, damit sie später erfolglos sey? Soll der Löwe um seine gesetzliche Beute betrogen werden? Ein Gott — ein Gott! ich fühle, daß ein Gott durch meine Lippen ruft: vor den Löwen — vor den Löwen mit Arbaces!"

Der erschöpfte Körper des Priesters vermochte den Sturm seines wilden Grimmes nicht länger zu tragen; in Krämpfen sank er auf den Boden — der Schaum stand ihm vor dem Mund; — er war wirklich ein Mensch, den eine übernatürliche Macht besessen hielt! Das Volk sah ihn und schauderte.

„Ein Gott ist's, der den heiligen Mann begeistert: vor den Löwen mit dem Egypter!"

Mit diesem Ruf sprangen Tausende über Tausende auf und stürzten herbei; sie stürmten von den hohen Sitzen herab und strömten auf den Egypter zu. Umsonst befahl der Aedil. Umsonst erhob der Prätor seine Stimme zur Verkündung des Gesetzes. Das Volk war durch den Anblick des Blutes bereits wild geworden, — es dürstete nach mehr; — sein Aberglaube kam der Grausamkeit zur Hülfe. Aufgeregt, entflammt durch die schon geschlachteten Opfer, vergaß es das Ansehen seiner Behörden. Es war eine jener furchtbaren Zuckungen, welche bei einem ganz unwissenden, halb freien und halb sklavischen Haufen natürlich sind, und zu welchen die eigenthümliche Verfassung der römischen Provinzen so häufig Anlaß gab. Die Gewalt des Prätors war wie ein Schilf im Wirbelwind; doch hatten sich auf seinen Befehl die Wachen längs den niedern Bänken aufgestellt, wo die vornehmeren Stände gesondert von der Menge saßen. Die Herbeigerufenen bildeten nur eine schwache Schutzwehr; — die Wellen des Menschenmeeres hielten einen Augenblick an, aber nur, um Arbaces in den Stand zu setzen, den Moment, wo ihn sein unabweißliches Schicksal erreichen sollte, abzuzählen! Noch blickte er in Verzweiflung und Angst, die selbst seinen Stolz niederschlugen, auf den anwälzenden Haufen, als er plötzlich über ihm durch die weite Oeffnung, die in der Velaria gelassen worden, eine seltsame, grauenhafte Erscheinung wahrnahm; — er nahm sie wahr und List gab ihm den Muth zurück.

Er streckte die Hand empor; über die hohe Stirn und die königlichen Züge kam ein Ausdruck unaussprechlicher Majestät und Herrschermacht.

„Sehet!" rief er mit einer Donnerstimme, welche das Gebrüll des Volkes zum Schweigen brachte, „sehet," rief er, „wie die Götter den Unschuldigen beschützen! die Feuer des rächenden Orkus brechen hervor gegen das falsche Zeugniß meiner Ankläger!"

Die Augen der Menge folgten der Bewegung des Egypters und

sahen mit unaussprechlichem Schrecken, daß ein ungeheurer Dampf, in Gestalt eines riesenhaften Fichtenbaumes, vom Gipfel des Vesuvs aufstieg; — der Stamm schwarz, die Aeste Feuer, dessen Farben jeden Augenblick wechselten; jetzt furchtbar hell, jetzt von dumpfem, sterbendem Roth, das aufs Neue in ein unerträglich blendendes Licht überging! —

Es war eine schauerliche Todtenstille, durch welche plötzlich das Gebrüll des Löwen brach, und aus dem Innern des Gebäudes antwortete ihm das schärfere, wildere Geheul des Tigers. Den Druck der Atmosphäre empfindend, waren die Thiere gräßliche Verkünder des nahenden Verderbens.

Sofort erhob sich oben ein allgemeines Geschrei der Weiber; die Männer starrten einander stumm an. In diesem Moment fühlten sie die Erde unter ihren Füßen schüttern; die Mauern des Theaters wankten und in der Entfernung vernahm man das Gekrach stürzender Dächer; noch einen Augenblick und die Bergwolke schien schwarz, und schnell, wie ein Strom gegen sie herzurollen; zugleich warf sie einen Aschenregen, vermischt mit großen Trümmern brennenden Gesteines aus ihrem Schooß! Ueber die zermalmten Weingelände, — über die verlassenen Straßen, — über das Amphitheater selbst — weit und breit, — mit manchem laut platschenden Niederwurf auf die bewegte See, — fiel dieser furchtbare Regen!

Nicht länger dachte die Menge an Gerechtigkeit oder an Arbaces; Rettung für sich selbst war ihr einziger Gedanke. Jeder wandte sich zur Flucht. Jeder schob, preßte, drängte gegen den Andern an. Rücksichtlos über die Gefallenen hinschreitend, — unter Stöhnen, Bitten und plötzlichen Schreckensrufen strömte der Haufen durch die zahlreichen Ausgänge. Wohin sollten sie fliehen? Einige, ein zweites Erdbeben vermuthend, eilten heim, sich mit ihrer kostbarsten Habe zu beladen und zu entrinnen, so lang es noch Zeit war; Andere, die Aschenregen fürchtend, die jetzt rasch, Strom auf Strom, auf die Straßen nieder=

stürzten, drängten sich unter die Dächer der benachbarten Häuser, Tempel oder Hütten, — unter Decken jeder Art, um einen Schutz gegen die Schrecken der freien Luft zu gewinnen. Aber schwärzer und größer und dichter breitete sich die Wolke über ihnen aus. Es war eine schauderhafte Nacht, die jählings in das Reich des Mittags brach.

Fünftes Kapitel.

Die Zelle des Gefangenen und die Höhle des Todten. Gram ist empfindungslos gegen Schrecken.

Betäubt von der plötzlichen Befreiung, zweifelnd, ob er wache, war Glaukus von den Dienern der Arena in eine kleine Zelle innerhalb der Mauern des Theaters geführt worden. Sie warfen ein loses Gewand über seinen Körper, und drängten sich Glück wünschend, staunend, um ihn her. Da vernahm man draußen einen ungeduldigen, leidenschaftlichen Ruf; man machte Platz, und das blinde Mädchen, von einer mitleidvollen Hand geführt, stürzte sich Glaukus zu Füßen.

„Ich bin es, die Dich gerettet hat," schluchzte sie; „jetzt will ich gerne sterben!"

„Nydia, mein Kind! meine Erhalterin!"

„O laß mich Deine Berührung, Deinen Athem fühlen! Ja, ja Du lebst! wir sind nicht zu spät gekommen! Die entsetzliche Thür, ich glaubte, sie werde sich nie öffnen! und Kalenus — ach seine Stimme war wie der sterbende Wind zwischen Gräbern: — wir mußten warten, — Götter! mir schien es, ganze Stunden seyen verflossen, ehe Speise und Trank ihm wieder zu einiger Kraft verholfen hatten. Aber Du lebst! aber Du lebst noch! und ich — ich habe Dich gerettet!"

Dieser rührende Auftritt wurde bald durch das eben beschriebene Ereigniß unterbrochen.

„Der Berg! das Erdbeben!" wiederhallte es von allen Seiten.

Die Diener flohen mit den Uebrigen und überließen es Glaukus und Nydien, sich zu retten, so gut sie konnten.

Nicht so bald war die umgebende Gefahr dem Athener zum Bewußtseyn gekommen, als sein edles Herz sich Olinths erinnerte. Auch er war durch die Hand der Götter von dem Tiger erlöst: sollte er in der Zelle nebenan einem nicht minder schrecklichen Tod zur Beute bleiben? Nydia bei der Hand fassend, stürzte Glaukus durch die Gänge fort, und erreichte den Kerker des Christen, der betend auf den Knieen lag.

„Auf, auf! mein Freund!" rief er; „rette Dich und fliehe! siehe die Natur ist eine entsetzenvolle Befreierin!" Er führte den Bestürzten heraus, zeigte ihm die Wolke, die, schwärzer und schwärzer, Regen von Asche und Bimsstein entladend, herannahte, und verwies ihn auf das Geschrei und die lärmende Flucht der auseinander gestiebten Menge.

„Dies ist Gottes Hand; Gott sey gelobt!" rief Olinth andächtig.

„Flieh, suche Deine Brüder, berathe Dich mit ihnen, wie Du entkommen willst. Lebe wohl!"

Olinth gab weder eine Antwort, noch bemerkte er, daß sein Freund sich entferne. Erhabene Gedanken nahmen seine ganze Seele in Anspruch, und im begeisterten Herzen frohlockte er eher über die Barmherzigkeit Gottes, als daß er über die sichtbaren Zeichen seiner Macht gezittert hätte.

Endlich erhob er sich und stürzte fort; kaum wußte er wohin.

Plötzlich traten ihm die offenen Thore einer dunkeln, verlassenen Zelle entgegen; durch ihre Finsterniß flackerte eine einzige Lampe, bei deren Licht er drei grimme, nackte Gestalten todt auf dem Boden ausgestreckt sah. Jählings hielt er in seiner Flucht an, denn mitten durch die Schrecken dieses Schauerbehältnisses, — des Spoliariums der Arena — hörte er eine leise Stimme den Namen Christi aussprechen!

Bei diesem Anruf vermochte er nicht außen zu bleiben; er trat in das Gemach und seine Füße wurden von dem Blutstrom benetzt, der langsam von den Leichen über den Sand hin rieselte.

„Wer," fragte der Nazarener, „ruft den Sohn Gottes an?"

Keine Antwort erfolgte; aber umherblickend gewahrte Olinth einen alten, grauhaarigen Mann, der auf dem Boden saß, und in seinem Schoos das Haupt eines eben Gestorbenen hielt. Die Züge des Todten waren fest und streng geschlossen vom letzten Schlaf; aber um die Lippen spielte ein wildes Lächeln, nicht das Hoffnungslächeln des Christen, sondern der finstere Hohn des Hasses und Trotzes. Gleichwohl weilte auf dem Gesicht noch die schöne Fülle früher Jugend. Das Haar kräuselte sich dicht und glänzend um die faltenlose Stirn und der Flaum des Mannesalters beschattete nur leicht den Marmor der farblosen aber eisernen Wange. Ueber dieses Gesicht beugte sich das andere in unaussprechlichem Gram, in sehnsüchtiger Zärtlichkeit, in liebender, tiefer Verzweiflung!

Schnell und heiß floßen die Thränen des Greises, aber er fühlte sie nicht, und als er seine Lippen bewegte und mechanisch das Gebet seines milden, hoffnungsvollen Glaubens aussprach, waren weder sein Herz, noch sein Sinn bei den Worten: sie schienen blos der unwillkürliche Erguß seines erstarrten Gemüthes. Sein Sohn war todt, war für ihn gestorben, und das Herz des alten Mannes war gebrochen!

„Medon," sprach Olinth mitleidig, „stehe auf und fliehe! Gott naht auf den Schwingen des Sturmwindes! Das neue Gomorra hat sein Schicksal erreicht! flieh, eh' Dich das Feuer verzehrt!"

„Er war immer so voll Leben! — er kann nicht todt seyn! komm daher, lege Deine Hand auf sein Herz! — gewiß schlägt es noch!"

„Bruder, die Seele ist entflohen! wir wollen ihrer in unsern Gebeten gedenken! Du kannst den todten Staub nicht wieder erwecken! Komm, komm! Horch! während ich da spreche krachen die Mauern! —

horch! das Geschrei der Todesangst! Kein Augenblick ist zu verlieren — komm!"

„Ich höre nichts," erwiederte Medon, die grauen Locken schüttelnd. „Der arme Junge, seine Liebe hat ihn getödtet!"

„Komm, komm! vergib die freundliche Gewalt!"

„Was! Wer will den Vater von dem Sohn trennen?" Damit faßte Medon den Leichnam fest in die Arme, und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. „Geh Du," sprach er, das Gesicht einen Augenblick aufrichtend, „geh Du; wir müssen allein bleiben!"

„Ach!" erwiederte der mitfühlende Nazarener, „der Tod hat Euch ja bereits getrennt!"

Der alte Mann lächelte ruhig. „Nein, nein, nein!" flüsterte er, indem seine Stimme bei jeder Sylbe leiser ward: „der Tod ist gütiger gewesen!"

Damit sank sein Haupt auf die Brust seines Sohnes, — seine Arme ließen von der Umschlingung nach. Olinth faßte seine Hand; — der Puls hatte aufgehört zu schlagen. Die letzten Worte des Vaters waren Worte der Wahrheit: der Tod war gütiger gewesen!

Unterdessen schritten Glaukus und Nydia durch die gefährlichen, schreckenvollen Straßen. Der Athener hatte von seiner Retterin erfahren, daß Jone noch im Haus des Arbaces sey. Dorthin flog er, sie zu erretten, sie zu erlösen! Die wenigen Sklaven, welche der Egypter zurückgelassen, als er sich in langem Zug nach dem Amphitheater begab, hatten nicht vermocht, der bewaffneten Schaar Sallusts Widerstand zu leisten, und als nachher der Ausbruch des Feuerberges erfolgte, waren sie betäubt und erschrocken in die innersten Winkel des Hauses zusammengekrochen. Selbst der lange Aethiopier hatte seinen Posten an der Thür verlassen, und Glaukus, der Nydia außen warten ließ, (die arme Nydia, selbst in solcher Stunde noch den Qualen der Eifersucht hingegeben!) eilte durch die große Halle, ohne auf Jemand zu treffen, von dem er das Zimmer Jonens hätte erfahren können. Noch

in diesem Augenblick nahm die Finsterniß, die den Himmel bedeckte, so rasch zu, daß er seinen Weg nur mit Schwierigkeit zu verfolgen vermochte. Die mit Blumen bekränzten Säulen schienen zu wanken und zu beben, und jede Sekunde hörte er die Asche knisternd in das dachlose Peristyl fallen. Athemlos eilte er weiter und rief den Namen Jonens laut aus. Endlich hörte er am Ende einer Gallerie eine Stimme, — ihre Stimme, — ihm verwundert antworten! Vorwärts stürzen, die Thür sprengen, Jone in die Arme fassen und aus dem Haus eilen, war für ihn das Werk eines Nu's. Kaum hatte er den Ort erreicht, wo Nydia seiner wartete, als er Schritte auf das Haus zukommen hörte und die Stimme des Arbaces erkannte, der zurückkehrte, um seine Schätze und Jone zu holen, ehe er aus dem fluchbelasteten Pompeji floh. Aber so dicht war bereits die raucherfüllte Atmosphäre, daß die Feinde einander selbst in dieser Nähe nicht zu Gesicht bekamen, und Glaukus nur den Umriß der weißen Kleider des Egypters undeutlich in dem Nebel wahrnahm.

Die Drei eilten vorwärts. Ach! — wohin? Sie sahen keinen Schritt mehr vor sich; vollendet war die Finsterniß geworden. Sie waren von Zweifel und Schrecken eingeschlossen, — und der Tod, dem Glaukus für einen Moment entgangen, schien nur seine Gestalt verändert, seine Opfer vermehrt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Kalenus und Burbo. Diomed und Klodius. Das Mädchen des Amphitheaters und Julia.

Die plötzliche Umwälzung, welche die Bande der Gesellschaft gesprengt, und Gefangenen und Kerkermeister in gleiche Freiheit gesetzt hatte, überhob auch den Kalenus der Wächter, deren Obhut er vom Prätor übergeben worden. Nicht sobald hatten Dunkelheit und Menschengewühl ihn von seinen Begleitern getrennt, als er mit zit-

ternden Schritten dem Tempel seiner Göttin zueilte. Unterwegs, ehe noch die Finsterniß vollkommen geworden, fühlte er sich plötzlich am Gewand gefaßt und eine Stimme flüsterte in sein Ohr:

„Bst! Kalenus! — eine arge Stunde!"

„Ja, bei meines Vaters Haupt! Wer bist Du? — Dein Gesicht ist mit Nacht bedeckt und Deine Stimme ist mir fremd!"

„Deinen Burbo nicht kennen? — Pfui!"

„Götter!" — wie das Dunkel zunimmt! Ha, wie es bei jenem furchtbaren Berg auf einmal blitzt! * Wie die Feuer sich schlängeln und zappeln! Die Hölle ist auf Erden los!"

„Still! — glaubst Du doch an Dergleichen nicht, Kalenus! Jetzt ist die Zeit unser Glück zu machen!"

„Ha!"

„Höre: Dein Tempel ist voll Gold und kostbaren Mummereien! Sacken wir uns dieselben auf, fliehen damit ans Meer und schiffen uns ein! Niemand wird je über Das Rechenschaft fordern, was heute geschieht!"

„Burbo, Du hast Recht! Still, folge mir in den Tempel. Wer kümmert sich jetzt darum, ob Du ein Priester bist oder nicht? Folge mir und wir wollen theilen!"

In den Vorhallen des Tempels waren viele Priester um die Altäre versammelt, betend, weinend in den Staub geworfen. Betrüger, wo sie es mit Sicherheit seyn konnten, waren sie nichts destoweniger abergläubisch in der Gefahr! Kalenus ging an ihnen vorüber und trat in das Zimmer, das noch jetzt auf der Südseite des Hofes zu sehen ist. Burbo folgte ihm; — der Priester schlug ein Licht. — Wein und Speisen, die Ueberbleibsel eines Opfermales, bedeckten den Tisch.

„Ein Mensch, der achtundvierzig Stunden gefastet," murmelte Kalenus, „hat selbst in solchem Augeblick Appetit." Er machte sich

* Vulkanische Blitze. Diese Erscheinung war besonders ein Abzeichen der wiederholten Ausbrüche von 1779, und aus den Spuren des hier beschriebenen Ausbruchs läßt sich auf ihr damaliges Vorkommen ebenfalls schließen.

über die Speisen her und aß mit ausgelassener Gier. Vielleicht läßt sich nichts so unnatürlich Schauderhaftes denken, als die selbstsüchtige Gemeinheit dieser beiden Bösewichter. Denn nichts ist empörender als der Muth der Habsucht! Raub und Tempelschändung, während die Pfeiler der Welt wanken! Welchen Zuwachs zu den Schrecken der Natur kann menschliche Verworfenheit abgeben!

„Wirst Du nie zu Ende kommen!“ rief Burbo ungeduldig; „Dein Gesicht ist schon ganz roth und Deine Augen starr.“

„Man hat nicht jeden Tag ein solches Recht hungrig zu seyn. O Jupiter! was für ein Geräusch! das Zischen von heißem Wasser! Was! kann die Wolke eben so gut regnen als brennen! Wie! Geschrei? und wie still jetzt auf einmal! Sieh doch nach, Burbo.“

Unter andern Schaudern warf der Berg jetzt auch Säulen kochenden Wassers aus. Mit der halb brennenden Asche zu einer Art Teig geknetet, fielen die Ströme gleich einem siedenden Schlamm schnell nach einander auf die Straßen. Und gerade dorthin, wo die Priester der Isis um die Altäre knieten, auf denen sie umsonst Feuer und Weihrauch anzuzünden gesucht, hatte einer von diesen tödtlichen Güssen, vermischt mit ungeheuren Schlacken, seine Wuth ausgeströmt. Er schlug auf die gebeugten Gestalten der Priester nieder. Das Geschrei war der Ruf des Todes, — die Stille das Schweigen der Ewigkeit gewesen! Die Asche, der pechige Strom bespritzten die Altäre, deckten das Pflaster und begruben halb die zuckenden Leichen der Tempeldiener.

„Sie sind todt!“ rief Burbo zum erstenmal in Angst, und stürzte in die Zelle zurück; „ich glaubte nicht, daß die Gefahr so nah und so tödtlich sey.“

Die beiden Elenden starrten einander an; — man hätte ihre Herzen schlagen hören können! Kalenus, von Natur minder kühn, aber habsüchtiger, faßte sich zuerst wieder.

„Wir müssen ans Werk und dann fort!“ flüsterte er leis, als fürchte er die eigene Stimme. Er nahte der Schwelle, hielt einen Augenblick still, schritt dann über den heißen Boden und die Leichen

seiner todten Brüder auf das Heiligthum zu, und rief Burbo, ihm zu folgen. Aber der Gladiator zagte und wich zurück.

„Um so besser!“ dachte Kalenus, „meine Beute wird nur um so größer seyn.“ Hastig belud er sich mit den am leichtesten wegzutragenden Schätzen des Tempels und eilte, ohne weiter an seinen Gefährten zu denken, von der heiligen Stätte. Ein plötzlicher Blitz von dem Berg aus zeigte dem Burbo, der bewegungslos auf der Schwelle stand, den fliehenden, schwer bebürdeten Priester. Er faßte sich ein Herz — er trat einen Schritt vorwärts, sich ihm beizugesellen, als ein furchtbarer Aschenregen gerade vor seinen Füßen niederstürzte. Noch einmal bebte der Gladiator zurück. Finsterniß schloß ihn ein. Aber der Regen dauerte fort mit blitzartiger Schnelligkeit; hoch und erstickend stieg der Aschenhaufen empor; tödtliche Dünste strömten von demselben aus. Der Unglückliche schnappte nach Luft, — in Verzweiflung suchte er abermals zu fliehen. — Die Asche hatte die Thür versperrt — er schrie laut auf und sein Fuß fuhr vor der kochenden Masse zurück. Wie sollte er entkommen? Er konnte nicht ins Freie hinausklettern, und wäre er selbst hinausgekommen, so vermochte er doch den Schrecken, die draußen wütheten, nicht zu trotzen. Am besten wars in der Zelle zu bleiben, die ihn wenigstens gegen die tödtliche Luft schützte. Mit knirschenden Zähnen setzte er sich nieder. Allmählig jedoch drang die äußere Atmosphäre erstickend und giftgeschwängert in das Gemach. Er vermochte es nicht länger auszuhalten. Seine umherstierenden Augen fielen auf ein Opferbeil, das ein Priester zurückgelassen hatte. Er ergriff es. Mit der verzweiflungsvollen Kraft seines Riesenarmes suchte er sich einen Weg durch die Mauer zu hauen.

Mittlerweile waren die Straßen bereits menschenleer geworden. Die Menge hatte sich unter Schutzdächer zerstreut; die Asche fing an, die niedrigern Gegenden der Stadt anzufüllen; nur da und dort vernahm man noch die Schritte von behutsam einherwatenden Flüchtlingen, oder sah ihre blassen, verzerrten Gesichter beim blauen Licht der Blitze oder dem unstätern Glanz von Fackeln, die den Weg zeigen sollten.

Aber gar oft löschten das kochende Wasser, oder die umherliegende Asche, oder räthselhafte Windstöße, die sich im Nu erhoben und wieder schwanden, diese wandernden Lichter, und mit ihnen die letzte Lebenshoffnung Derer, die sie trugen.

In der Straße, die nach dem Thor von Herkulanum führt, verfolgte jetzt eben Klodius seinen unsichern, irren Weg. „Erreiche ich das Freie," dachte er, „so sind ohne Zweifel Fuhrwerke vor dem Thor und Herkulanum ist nicht weit entfernt. Dank dem Merkur, ich habe wenig zu verlieren und dieses Wenige ist bei mir!"

„He da! Hülfe, Hülfe!" rief eine klägliche, angstvolle Stimme. „Ich bin gefallen, — meine Fackel ist aus, — meine Sklaven haben mich verlassen: ich bin Diomed — der reiche Diomed; — zehntausend Sestertien Dem, der mir hilft!"

Im nämlichen Augenblick fühlte sich Klodius am Fuß gepackt. „Verderben über Dich! — laß mich los, Narr!" rief der Spieler.

„O hilf mir auf, gib mir Deine Hand!"

„Da! — steh auf."

„Ist das Klodius? ich kenne die Stimme! wohin fliehst Du?"

„Nach Herkulanum."

„Gesegnet seyen die Götter! so ist denn unser Weg bis zum Thor der gleiche. Warum rettest Du Dich nicht in meine Villa? Du kennst die lange Reihe unterirdischer Keller im Fundament: welcher Regen kann durch dieses Obdach dringen?"

„Du hast Recht," entgegnete Klodius nachdenklich, „und wenn wir den Keller mit Lebensmitteln versehen, können wir dort sogar mehrere Tage aushalten, falls diese gräulichen Stürme so lange dauern sollten."

„Hochgepriesen sey der Erfinder der Stadtthore!" rief Diomed. „Siehe! sie haben eine Leuchte unter jenen Bogen gestellt. Die soll unsere Schritte leiten."

Die Luft war jetzt für einige Minuten ruhig; — die Lampe unter dem Thor strömte ihr Licht weit und hell aus; die Flüchtlinge eilten

vorwärts; sie erreichten das Thor; sie kamen an der römischen Schildwache vorbei; die Blitze zuckten über das bleiche Gesicht und den blanken Helm des Mannes hin, aber seine ernsten Züge waren selbst im Schrecken gefaßt! Aufrecht und bewegungslos blieb er auf seinem Posten. Selbst diese Stunde hatte die Maschine der unerbittlichen Majestät Roms nicht zu einem aus eigenem Antrieb handelnden Menschen umgeschaffen! Da stand er mitten im Kampf der Elemente! er hatte nicht die Erlaubniß erhalten, seinen Standort zu verlassen und zu fliehen! *

Diomed und sein Gefährte eilten fort, als sich ihnen plötzlich eine weibliche Gestalt in den Weg warf. Es war das Mädchen, deren übelverkündende Stimme so oft und so froh zum „lustigen Spiele herbei!" gerufen hatte.

„O Diomed," rief sie! „Obdach! sieh" — damit zeigte sie auf ein Kind, das sich an ihre Brust klammerte — „sieh diesen Kleinen! er ist mein! das Kind der Schande! Bis zu dieser Stunde habe ich mich nicht dazu bekannt! Jetzt aber fühle ich, daß ich eine Mutter bin! Ich habe es aus der Wiege seiner Amme gerissen; Diese war entflohen! Wer in solchem Augenblick denkt an das Kind als Die, welche es unter ihrem Herzen getragen! — Rette es, rette es!"

„Verwünscht sey Dein gellendes Geschrei! Hinweg, Metze!" murmelte Klodius zwischen den Zähnen.

„Nein, Mädchen," erwiederte der menschlichere Diomed, „folge mir, wenn Du willst. — Hieher — hieher in die Gewölbe!"

Sie eilten fort und langten vor dem Haus an; — sie jauchzten laut, als sie über die Schwelle traten, denn jetzt hielten sie die Gefahr für vorüber.

Diomed befahl seinen Sklaven eine hinreichende Menge Nah-

* Die Gerippe mehr als einer Schildwache wurden zu Pompeji auf ihren Posten gefunden. Wenn die römische Disciplin so mächtig war, wollte man hieraus schließen, so können die Wachen, die vom Grab Christi entflohen, unmöglich Römer, sondern höchstens Juden gewesen seyn!

rungsmittel und Oel für den Bedarf der Lampen in das unterirdische Geschoß zu schaffen! und dort suchten jetzt Julia, Klodius, die Mutter mit dem Kind, der größere Theil der Sklaven und einige angstvolle Freunde und Klienten aus der Nachbarschaft, die sich her geflüchtet, ein schützendes Obdach.

Siebentes Kapitel.

Fortgang der Zerstörung.

Die Wolke, die einen so trüben Nebel über den Tag verbreitet hatte, war jetzt zu einer festen, undurchdringlichen Masse verdichtet. Selbst das dickeste Nachtdunkel unter freiem Himmel kam ihr nicht gleich, sondern nur etwa die eingeschlossene, jedes Strahls entbehrende Finsterniß in einem kleinen Zimmer. Im Verhältniß jedoch zu der anwachsenden Schwärze nahmen auch die Blitze von dem Vesuv her in grellem, blendendem Glanz zu. Dabei blieb ihre furchtbare Schönheit nicht auf die gewöhnlichen Farben des Feuers beschränkt; nie kam ein Regenbogen ihrem wechselnden, reichen Kolorit gleich. Jetzt glänzte es blau wie die azurne Tiefe des südlichen Himmels; — jetzt zuckte es in einem gelblichen, schlangenartigen Grün rastlos hin und her, wie die Windungen eines ungeheuren Gewürms; jetzt erleuchtete es in einem schauerlichen, kaum ertragbaren Roth, das weit und breit aus den Rauchsäulen emporfuhr, die ganze Stadt von Halle zu Halle; dann erstarb es wieder jählings zu einer krankhaften Bläffe, gleichsam dem Gespenst seines eigenen Daseyns.

In den Pausen des Aschenregens hörte man unterirdisches Rollen und die seufzenden Wellen der bewegten See; oder wohl auch leiser, und nur der Aufmerksamkeit der höchsten Angst vernehmbar, das zischende Geräusch der Luftarten, die durch die Spalten des fernen Berges entwichen. Bisweilen schien die Wolke ihre feste Masse zu brechen und beim Schein des Blitzes seltsame riesige Gestalten von Men-

schen oder Ungeheuern anzunehmen, die durch das Dunkel hinschritten, gegen einander anstießen und schnell wieder in den wirbelnden Abgrund der Finsterniß verschwanden, so daß dem Auge und der Einbildungskraft der geängsteten Flüchtlinge die wesenlosen Dünste, wie die Leiber gigantischer Dämonen, — Träger des Schreckens und Todes, — erschienen.

An manchen Orten lag die Asche bereits knietief und die siedenden Wasserströme, die der dampfende Hauch des Vulkans herjagte, drangen in die Häuser und erfüllten sie mit einem starken, beklemmenden Dampf. An einigen Orten schlugen ungeheure auf die Dächer geschleuderte Felsstücke Massen wirren Getrümmers in die Straßen nieder, das Stunde um Stunde den Weg mehr und mehr versperrte. Mit dem Vorrücken des Tages wurde die Bewegung der Erde fühlbarer; — wo man den Fuß hinsetzte, schien der Boden wegzugleiten und umherzukreisen, und ebenso wenig konnte ein Wagen oder eine Sänfte selbst auf dem ebensten Grund aufrecht gehalten werden.

Bisweilen brachen größere Steine, im Niedersturz an einanderstoßend, in zahllose Stücke und sprühten Feuerfunken aus, die jeden brennbaren Gegenstand in ihrer Nähe entzündeten, so daß die Finsterniß um die Stadt her endlich furchtbar erhellt wurde; denn mehrere Häuser und sogar Weingärten waren in Flammen gerathen, und mit kurzen Unterbrechungen stieg das Feuer immer wieder jählings und grimmig gegen das schwere Dunkel an. Der theilweisen Erleuchtung zu Hülfe kommend, hatten die Bewohner hie und da an den öffentlichen Plätzen, wie z. B. den Säulenhallen der Tempel und den Zugängen auf das Forum, Reihen von Fackeln aufzustellen gesucht; aber diese hielten selten lange an; Regen und Winde löschten sie aus und die plötzliche Finsterniß, in welche das plötzliche Licht verwandelt wurde, hatte etwas doppelt Schreckhaftes, das der Unmacht menschlicher Hoffnungen die Lehre der Verzweiflung doppelt einprägte.

Häufig begegneten einander während des augenblicklichen Scheins solcher Fackeln Haufen von Flüchtlingen, einige nach dem Meere zu

eilend, andere von dem Meer nach dem Land fliehend. Denn der Ocean hatte sich schnell von dem Gestad zurückgezogen; — eine undurchdringliche Nacht lag über demselben und auf seine stöhnenden, gegen einander schlagenden Wogen fiel der Sturm der Asche und Steine ohne den Schutz, den auf dem Land Straßen und Dächer gewährten. Wild, verzerrt, Gespenstern gleich trafen diese Gruppen auf einander, ohne sich die Zeit zu nehmen zu sprechen, um Rath zu fragen, oder Rath zu geben; denn immer häufiger, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, stürzte das Wasser herab, löschte die Lichter aus, welche die todtenähnlichen Gesichter der Vorübergehenden einander zeigten, und jagten Alle dem nächsten besten Obdach zu. Die Elemente des gesellschaftlichen Zustandes waren gebrochen. Da und dort sah man bei den flackernden Lichtern einen Dieb an den höchsten Behörden des Gesetzes vorübereilen, taumelnd und keuchend unter der Last seines schnellen Raubes. Kam in der Finsterniß die Gattin von dem Gatten, das Kind von den Eltern ab, so war die Hoffnung auf Wiedervereinigung umsonst. Alles stürmte blind und wirr dahin. Nichts von dem vielseitigen, verwickelten Gewebe des geselligen Lebens blieb zurück, als das Urgesetz der Selbsterhaltung!

Durch diese grauenhafte Umgebung verfolgte der Athener watend seinen Weg, begleitet von Jone und dem blinden Mädchen. Plötzlich stürzte ein Haufe von mehreren Hunderten, die nach der See zueilten, an ihm vorüber; Nydia wurde von der Seite des Glaukus weggerissen, während die Menge ihn selbst mit Jone schnell vorwärts drängte, und als das Getümmel, dessen einzelne Gestalten man in der dichten Nacht nicht zu erkennen vermochte, vorüber war, blieb Nydia immer noch von ihren Freunden getrennt. Glaukus schrie laut ihren Namen. Keine Antwort. Sie kehrten um: — umsonst; sie vermochten das Kind nicht aufzufinden; — offenbar hatte es der Menschenstrom nach einer ganz andern Richtung hingetrieben. Ihre Freundin, ihre Erretterin war verloren! Und auch ihre Führerin war Nydia bis jetzt gewesen. Ihre Blindheit hatte sie mit der Gegend bekannt gemacht.

Gewöhnt, die Krümmungen der Straßen in ewigem Dunkel zu verfolgen, hatte sie das Paar ohne zu irren gegen das Ufer des Meeres zu geführt, von wo aus sie einen Versuch zur Flucht wagen wollten. — Welchen Weg sollten sie jetzt einschlagen? Alles war finster für sie — ein Irrgewinde ohne leitenden Faden. Matt, entmuthigt, verstört setzten sie ihren Gang noch eine Zeitlang fort, während die Asche ihnen auf das Haupt fiel, und Steintrümmer funkenschlagend zu ihren Füßen niederstürzten.

„Ach!" flüsterte Jone, „ich kann nicht weiter gehen, meine Schritte versinken in der glühenden Asche. Fliehe, Theurer! Geliebter — flieh! und überlaß mich meinem Schicksal."

„Still, meine Verlobte, meine Braut! der Tod mit Dir ist süßer, als das Leben ohne Dich! Aber wohin sollen wir uns in diesem Dunkel wenden? Bereits dünkt es mir, als hätten wir nur einen Kreis gemacht und seyen wieder auf derselben Stelle, die wir vor einer Stunde verließen."

„Götter! jenes Felsstück — sieh es hat das Dach neben uns zerschmettert. Der Weg durch die Straßen ist tödtlich!"

„Gesegneter Blitz! sieh, Jone, sieh, der Portikus des Fortunatempels ist vor uns. Laß uns hin, er wird uns gegen die Regengüsse schützen!"

Er faßte die Geliebte in die Arme und erreichte mit Mühe den Tempel. Er trug sie in den entfernteren, besser gedeckten Theil des Portikus und lehnte sich über sie, sie mit dem eigenen Körper gegen Blitz und Aschenregen zu schützen. Schönheit und Aufopferung der Liebe konnten selbst diese grauenvolle Stunde noch heiligen.

„Wer ist da?" fragte die bebende, hohle Stimme eines Menschen, der sich vor ihnen in diesen Zufluchtsort gerettet hatte. „Doch gleichviel! das Getöse der einstürzenden Welt bietet Feind und Freund Trotz."

Jone wandte sich bei dem Ton um, stieß einen schwachen Schrei aus und verbarg sich aufs Neue in Glaukus Armen; er sah nach der

Richtung hin, von der die Stimme gekommen und erblickte den Gegenstand ihres Schreckens. Durch die Dunkelheit stierten ihm zwei brennende Augen entgegen; — ein langer Blitz zuckte um den Tempel her und mit Schaudern erkannte Glaukus den Löwen, dem er hätte vorgeworfen werden sollen, still zwischen die Säulen gekauert; hart neben ihm lag, eine solche Nachbarschaft nicht ahnend, die riesige Gestalt des Gladiators Niger.

Der Blitz hatte Mensch und Thier einander gegenseitig enthüllt; aber der Instinkt beider war erloschen. Ja der Löwe kroch näher zu dem Gladiator, wie um einen Gefährten zu haben, und Niger zitterte nicht, wich nicht zurück. Der Umsturz der Natur hatte ihre leichteren Schrecken und gewohnten Gesetze vernichtet.

Während Jene sich unter diesem schreckhaften Schutzdach befanden, kam eine Gruppe Männer und Frauen mit Fackeln an ihnen vorbei. Sie gehörten zu der Gemeinde der Nazarener; eine erhabene, über allen irdischen Verhältnissen schwebende Gemüthsstimmung hatte den natürlichen Schrecken in ihnen zwar nicht zu ersticken vermocht, wohl aber dem Schrecken die Angst benommen. Schon längst nämlich glaubten sie, gemäß einem allgemeinen Irrthum der ersten Christen, der jüngste Tag stehe bevor und jetzt, meinten sie, sey dieser Tag gekommen.

„Wehe, wehe!“ rief mit lauter, durchbohrender Stimme der Aelteste an ihrer Spitze. „Siehe, der Herr steigt herab zum Gericht! er läßt Feuer vom Himmel in das Antlitz der Menschen fallen! Wehe, wehe! ihr Mächtigen und Starken! wehe euch, die Fascen und Purpur tragen! wehe den Götzendienern und den Verehrern des Thieres! wehe euch, die ihr das Blut der Heiligen vergießet, und euch an den Todesqualen der Söhne Gottes weidet! wehe der verbuhlten Königin der Meere! wehe, wehe!“

Die Nazarener zogen langsam vorüber; ihre Fackeln flackerten im Sturm, ihre Stimmen stiegen drohend und furchtbar warnend empor, bis sie sich endlich in den Straßenwindungen verloren hatten; und das

Dunkel der Luft, die Stille des Todes, sank aufs Neue auf den Tempel nieder.

Es war eine Pause des heißen Regens eingetreten, und Glaukus ermuthigte Jone zum Weitergehen. Noch standen sie zaudernd auf der letzten Stufe der Säulenhalle, als ein alter Mann, auf einen Jüngling gestützt und einen Sack in der rechten Hand tragend, an ihnen vorüberschwankte. Der Jüngling hielt eine Fackel. Glaukus erkannte in den Beiden Vater und Sohn — einen Geizhals und einen Verschwender.

„Vater,“ sagte der Jüngling, „wenn Du nicht schneller gehen kannst, so muß ich Dich verlassen, oder wir gehen Beide zu Grund!“

„So fliehe, Knabe, und verlaß Deinen Vater!“

„Aber ich kann nicht fliehen, um Hunger zu sterben; gib mir Deinen Sack mit Gold!“ Und der Jüngling riß ihm den Sack aus der Hand.

„Elender! willst Du den eigenen Vater bestehlen?“

„Ja; wer könnte es nach einer solchen Stunde nacherzählen? Stirb, Knauser!“

Der Sohn schlug den Greis zu Boden, riß ihm den Beutel aus der schwachen Hand, und floh mit einem gellenden Geschrei davon.

„Ihr Götter,“ rief Glaukus, „so seyd denn auch ihr blind in diesem Dunkel? Wohl können solche Frevel den Schuldlosen mit dem Schuldigen in ein gemeinsames Verderben reißen.“

Achtes Kapitel.

Arbaces begegnet Glaukus und Jone.

Wie Menschen in einem Kerker nach einer Oeffnung tappen, setzten Jone und ihr Geliebter ihren unsichern Weg fort. In den Momenten, wo die vulkanischen Blitze über den Straßen weilten, waren sie im Stand bei dieser furchtbaren Leuchte ihre Schritte zu leiten; allein der

Anblick, der sich ihnen dann jedesmal darbot, taugte eben nicht zur Ermuthigung oder zur Erleichterung ihrer Herzen. An einigen Stellen, wo die Asche trocken und unvermischt mit dem siedenden Wasser war, das der Berg in launenhafter Abwechselung ausgeworfen hatte, bedeckte ein bleiches, aussatzartiges Weiß die Oberfläche der Erde; an andern Orten lagen Kohlen und Steine in hohen Haufen, unter welchen halb versteckt die Glieder zermalmter und zerschmetterter Menschen hervorsahen. Die Seufzer der Sterbenden wurden bald nah, bald fern von wildem Geschrei angsterfüllter Weiber unterbrochen, das in der gänzlichen Finsterniß durch das Gefühl der vollendeten Hülflosigkeit und Unsicherheit gegen die umgebenden Gefahren doppel schauderhaft wurde. Durch Alles hindurch vernahm man klar und deutlich das mächtige Getös des unglückschwangern Berges, seine ausströmenden Winde, seine Wasserwirbel, und von Zeit zu Zeit das Geheul und Gebrüll eines stärkeren Flammenausbruchs. So oft der Wind wimmernd über die Straßen hinfegte, führte er Ströme brennenden Staubes und so giftige, schwächende Dämpfe mit sich, daß für den Augenblick dem Getroffenen Athem und Bewußtseyn schwanden, worauf ein heftigerer Umlauf des gehemmten Blutes und eine prikelnde, ängstliche Empfindung in jedem Nerv und jeder Fiber des Körpers folgten.

„Glaukus, mein Geliebter! mein Alles! fasse mich in Deine Arme! Noch eine Umschlingung — laß mich Deine Arme um mich her fühlen und von diesen umfaßt — sterben; — ich kann nicht mehr!“

„Um meines Lebens willen Muth, holde Jone! Mein Leben ist mit dem Deinigen verflochten; und siehe dort kommen Fackeln! siehe, wie sie mit dem Wind kämpfen! Ha! der Sturm vermag sie nicht auszulöschen: ohne Zweifel Flüchtlinge, die dem Meer zueilen. — Wir wollen uns ihnen beigesellen.“

Wie um die Liebenden zu ermuntern, trat plötzlich ein Stillstand des Winds und des Regens ein; die Luft ward ganz still, der Berg schien zu ruhen, vielleicht neue Wuth zum nächsten Ausbruch sammelnd. — Schnell schritten die Fackelträger vor.

„Wir nähern uns der See," sprach mit ruhiger Stimme ein Mann an ihrer Spitze: „Freiheit und Reichthum jedem Sklaven, der diesen Tag überlebt! Muth! ich sage Euch, die Götter selbst haben mir Eure Errettung zugesagt; — vorwärts!"

Roth und fest leuchteten die Fackeln in die Augen des Atheners und der Geliebten, die bebend und erschöpft an seiner Brust lag.

Verschiedene Sklaven trugen schwergeladene Körbe und Kisten, vor ihnen ragte, ein blankes Schwert in der Hand, die hohe Gestalt des — Arbaces empor.

„Bei meinen Vätern!" rief der Egypter, „das Schicksal lächelt mir selbst durch diese Schrecken zu, und verkündet mir mitten unter den Gestalten des Jammers und Todes Glück und Liebe. Hinweg Grieche, ich fordere meine Mündel, Jone!"

„Verräther und Mörder!" rief Glaukus und blickte seinem Feind fest ins Auge. „Die Nemesis hat Dich meiner Rache zugeführt! — ein gerechtes Opfer für die Schatten des Hades, der jetzt auf die Erde losgelassen scheint. Nähere Dich, berühre nur die Hand Jone's und Deine Waffe soll seyn wie ein Schilfrohr; — Glied um Glied will ich Dich zerreißen!"

Noch sprach er, als der Ort, wo sie standen, jählings von einem starken bläulichen Glanz erleuchtet wurde. Hell und riesig durch das Dunkel, das ihn wie die Wände der Hölle umgab, flammte der Berg herüber — eine einzige Glutsäule; sein Gipfel schien entzweigespalten, oder vielmehr zwei Ungeheuer schienen sich über seiner Oberfläche zu erheben, wie zwei um eine Welt streitende Dämonen. Sie standen in tiefer, blutähnlicher Feuerfarbe, welche die Atmosphäre weit und breit hin erhellte. Der untere Theil des Berges aber war noch stets finster und verhüllt, ausgenommen an drei Orten, über welche, schlängelnd und unregelmäßig, Ströme geschmolzener Lava hinfloßen. * Dunkel=

* Scharfsinnige Gelehrte haben verschiedene Ansichten über die eigentliche Art, wie Pompeji unterging, aufgestellt; ich bin derjenigen gefolgt,

roth in der tiefen Nacht ihrer Ufer rieselten sie langsam daher, wie es schien, gerade auf die unglückliche Stadt zu. Ueber den breitesten erhob sich ein zerrissener, ungeheurer Bogen, aus welchem, wie aus dem Schlund der Hölle, die Quellen des plötzlichen Phlegethon ausströmten. Und durch die stille Luft vernahm man das Geprassel der von den feurigen Katarakten gegen einander geschmetterten Felsstücke. Sie verdunkelten einen Augenblick die Stelle ihres Auffalls, waren aber schon in der nächsten Sekunde in die brennenden Farben der Flut, worin sie schwammen, getaucht.

Die Sklaven schrieen laut auf und verbargen niederkauernd ihr Gesicht. Der Egypter selbst stand wie an den Boden gewurzelt; die Glut leuchtete auf seine Herrschermiene und sein juwelenschimmerndes Gewand. Hinter ihm erhob sich eine schlanke Säule, welche die eherne Statue des Augustus trug, und das Kaiserbild schien in eine Flammengestalt verwandelt.

Den linken Arm um Jone geschlungen, den rechten drohend erhoben, und den Stilus, der seine Waffe auf der Arena gewesen, und

welche am allgemeinsten angenommen ist, und welche bei Besichtigung der Bodenschichten auch als die einzige erscheint, die der gesunde Menschenverstand zugeben kann, nämlich eine Zerstörung durch Regen von Asche und siedendem Wasser, vermischt mit einem häufigen Niedersturz großer Steine, und unterstützt durch theilweise Erschütterungen. Herkulanum scheint im Gegentheil nicht blos von Aschenregen, sondern auch von Güssen geschmolzener Lava angegriffen worden zu seyn, und die Ströme, von welchen im Text die Rede ist, muß man sich also mehr im Zulauf auf diese Stadt als auf Pompeji denken. Die in meiner Beschreibung angeführten, vulkanischen Blitze gehörten dagegen unstreitig zu den Zerstörungswerkzeugen Pompeji's. Papyrus und andere leicht entzündbare Stoffe hat man in verbranntem Zustand gefunden. Einige Gegenstände von Metall sind zum Theil geschmolzen, und eine eherne Statue ist gänzlich zersplittert, wie durch einen Blitz. Im Allgemeinen, glaube ich, kamen meiner Beschreibung des Untergangs sehr wenig erfundene Motive zu Hülfe, und sie wird sich, weil sie in einem Roman steht nicht um so weniger genau erweisen.

den er glücklicher Weise noch immer bei sich trug, in fester Hand haltend, — die Stirn gefurcht, die Lippen geöffnet, den ganzen Zorn des Menschenherzens wie durch einen Zauber auf seine Züge gebannt, stand Glaukus dem Egypter gegenüber!

Vor sich hinflüsternd, wandte Arbaces seine Augen von dem Berg ab; sie fielen auf die Gestalt des Glaukus. Er hielt einen Moment an.

„Warum?“ sprach er, „soll ich zaudern? Sagten mir nicht die Sterne die einzige Gefahr, die mir droht, voraus? Ist diese Gefahr nicht vorüber?“

„Die Seele,“ rief er laut, „kann dem Umsturz von Welten und dem Zorn eingebildeter Götter trozen! Durch diese Seele will ich siegen bis zum letzten Augenblick! Herbei Sklaven! — Athener widerstehe mir und Dein Blut komme auf Dein eigenes Haupt! — So wird denn Jone wieder mein!“

Er that einen Schritt vorwärts; — es war sein letzter auf Erden! Der Boden schütterte unter ihm in einer Zuckung, die rings umher Alles niederwarf. Durch die ganze Stadt dröhnte ein gleichzeitiges Gekrach vom Niedersturz der Dächer und Pfeiler! — Ein Blitz, wie von dem Metall angelockt, verweilte einen Augenblick über dem Kaiserbild und zersplitterte dann Erz und Säule! Zertümmert stürzte sie nieder; lang tönte der Wiederhall in der Straße nach und das feste Pflaster spaltete sich, wo sie hinschmetterte! — Die Verkündung der Sterne war erfüllt!

Das Getöse, die Erschütterung betäubten den Athener eine Zeit lang. Als er sich wieder erholt hatte, erhellte das Licht noch immer den Ort — die Erde wankte und bebte noch immer! Jone lag bewußtlos auf dem Boden; — aber nicht sie sah er jetzt: seine Blicke waren auf ein grauenhaftes Antlitz geheftet, das ohne Rumpf und Glieder aus den ungestalten Trümmern der zerschmetterten Säule ragte — ein Antlitz voll unaussprechlicher Qual und Verzweiflung! Die Augen schloßen und öffneten sich rasch, als wäre ihm die Besinnung noch nicht

entflohen; die Lippen zitterten und grinsten; dann kam plötzlich Stille und Dunkelheit über die Züge, die gleichwohl jenen nie vergeßbaren Ausdruck des Grauens noch beibehielten!

So starb der weiße Magier — der große Arbaces — der Hermes vom brennenden Gürtel — der Letzte vom Königsstamme Egyptens.

Neuntes Kapitel.

Die Verzweiflung der Liebenden. Die Lage der Menge.

Mit dankbarem aber scheuerfülltem Herzen faßte Glaukus Jonen noch einmal in die Arme und floh durch die Straße, die noch immer hell erleuchtet war. Plötzlich aber kam wieder ein dunklerer Schatten über die Luft. Instinktartig wandte Jener das Gesicht dem Berg zu, und siehe! eines der zwei Riesenhörner, in welche sich der Gipfel desselben gespaltet, schwankte bebend hin und her, stürzte dann mit einem Getös, dessen Donner keine Sprache ausdrücken kann, von seinem brennenden Fußgestell, und rollte, eine Feuer-Lawine, an den Seiten des Abhangs herunter! Im nämlichen Augenblick ergoß sich ein Strom des schwärzesten Rauchs fort und fort wogend über Luft, See und Erde.

Ein Aschenregen — und wieder einer — und noch einer — viel dichter als die früheren, goß neue Verheerung über die Straßen aus. Finsterniß hüllte wieder Alles, wie in einen Schleier ein; Glaukus, dessen kühnes Herz endlich der Verzweiflung Raum gab, sank unter einer Bogenwölbung nieder, drückte Jone — seine Braut auf diesem Bette von Trümmern — an das Herz und sah mit Ergebung dem Tod entgegen.

Indessen hatte Nydia, die durch das Gedräng von Glaukus und Jone weggerissen worden, umsonst gesucht, die Beiden wieder aufzuspüren. Umsonst erhob sie jenen den Blinden so eigenthümlichen Klageruf; er verlor sich unter dem tausendfachen Geschrei einer selbstsüch-

tigen Angst. Wieder und wieder kehrte sie zu dem Fleck zurück, wo sie von einander getrennt worden — um nach Glaukus zu fragen — um jeden Vorübereilenden anzufassen — um von den Achtlosen ungeduldig auf die Seite geschleudert zu werden, und um zu finden, daß ihre Gefährten nicht mehr da waren! Wer hatte in dieser Stunde einen Gedanken für seinen Nachbar übrig? Vielleicht das Grauenhafteste in Augenblicken des allgemeinen Grauens ist die unnatürliche Selbsucht, die durch sie hervorgerufen wird! — Endlich fiel es Nydia ein, ihre Freunde hätten ja beschlossen, an die Küste zu fliehen, sie würde denselben mithin am ersten auf diesem Weg wieder begegnen. So half sie sich denn, auf den Stab gestützt, den sie immer bei sich führte, mit unglaublicher Gewandtheit durch die Trümmerhaufen, die ihren Weg versperrten, verfolgte Straße um Straße, und nahm ohne zu irren (so segensreich war jetzt die Gewohnheit an das Dunkel, die für das gewöhnliche Leben so jammervoll ist,) die nächste Richtung nach der Küste.

Armes Mädchen! wie schön war ihr Muth! Auch schien das Schicksal die Hülflose zu begünstigen. Die siedenden Wassergüsse berührten sie nicht, als etwa durch den allgemeinen Regen, der diese Niederschläge begleitete; die ungeheuren Schlakentrümmer zerschmetterten das Pflaster vor und neben ihr, verschonten aber ihre zarte Gestalt. Die lockere Asche, welche auf sie fiel, schüttelte sie mit leichtem Beben ab, und setzte uneingeschüchtert ihren Pfad fort.

Schwach, allen Gefahren ausgesetzt, und doch furchtlos, von einem einzigen Wunsch aufrecht gehalten, war sie das wahre Bild der wandernden Psyche, — der durch das Thal der Schatten wallenden Hoffnung, — der Seele selbst — einsam aber getröstet unter den Gefahren und Fallstricken des Lebens!

Indessen wurde ihr Weg fortwährend durch Menschenhaufen erschwert, die bald im Dunkel dahin tappten, bald beim vorübergehenden Glanz der Blitze vorüberflohen, und als endlich eine Gruppe Fackel-

träger in vollem Lauf gegen sie anstürzte, ward sie mit einiger Heftigkeit niedergeworfen.

„Was," rief eine Stimme aus der Schaar hervor, „ist da nicht das wackere, blinde Mädchen? Beim Bacchus! die dürfen wir nicht hier sterben lassen! Auf, meine Thessalierin! — So, so. — Hast Du Dich nicht verletzt? — Das ist recht! Komm mit uns! wir eilen nach der Küste."

„Ah Sallust, Deine Stimme! Dank sey den Göttern! Glaukus, Glaukus, hast Du ihn gesehen?"

„Ich nicht; ohne Zweifel ist er bereits aus der Stadt weg. Die Götter, die ihn von dem Löwen errettet haben, werden ihn auch von dem Feuerberg erretten."

Während der freundliche Epikuräer Nydia also ermuthigte, zog er sie mit sich gegen die See zu, ohne auf die heißen Bitten zu achten, mit denen sie ihn anflehte, er möchte noch etwas verweilen und den Glaukus aufsuchen. Immer noch fuhr sie im Ton der Verzweiflung fort, den geliebten Namen laut auszurufen, der mitten im Aufruhr der tobenden Elemente ihrem Herzen eine Musik blieb.

Die plötzliche Helle, der Ausbruch der Lavaströme und das Erdbeben, welche Erscheinungen wir bereits beschrieben haben, traten ein, als Sallust und seine Begleiter eben den geraden Weg von der Stadt nach dem Hafen erreicht hatten. Hier wurden sie von einem ungeheuren Gedräng, mehr als der halben Bevölkerung der Stadt, angehalten. Tausende über Tausende trieben sich, ungewiß wohin sie fliehen sollten, auf den Feldern außerhalb der Stadtmauern hin und her. Das Meer war weit vom Ufer zurückgewichen, und die, welche die Flucht dorthin genommen hatten, waren von der Bewegung und dem unnatürlichen Zurückweichen des Elementes, von den schnappenden, ungestalten Seegeschöpfen, welche die Wellen auf dem Sand zurückgelassen, und von dem Getös der gewaltigen Steine, die der Berg in die Tiefe schleuderte, so erschreckt worden, daß sie nach dem Land umkehrten, das immer noch einen minder gräßlichen Anblick darbot. So hat=

ten sich die beiden Menschenströme, der eine zum, der andere vom Meer wogend, begegnet und fühlten, als sie in Verzweiflung und Ungewißheit anhielten, wenigstens in ihrer Zahl einen traurigen Trost.

„Die Welt muß durch Feuer untergehen," sagte ein alter Mann in einem langen, weiten Gewand, ein Philosoph von der stoischen Schule; „stoische und epikuräische Weisheit stimmen in dieser Verkündung überein, und die Stunde ist gekommen!"

„Ja, die Stunde ist gekommen!" rief eine laute Stimme feierlich aber furchtlos. Die Nächststehenden sahen sich erschreckt um. Die Worte kamen von Oben. Es war die Stimme Olinths, der, von seinen christlichen Brüdern umgeben, auf einer jähen Anhöhe stand, auf welcher die alten griechischen Ansiedler dem Apollo einen längst verwitterten und halb verfallenen Tempel erbaut hatten.

Noch während Jener sprach, kam die plötzliche Helle, die Vorbotin von Arbaces Tod; sie erleuchtete die geängstete, niedergekrümmte, athemlose Menge, und nie auf Erden hatten Menschengesichter so gespensterhaft ausgesehen! — nie war einer Versammlung von Sterblichen die Furchtbarkeit und Majestät des Jenseits so aufgedrückt! — nie, bis die letzte Posaune ertönt, wird man eine solche Versammlung wieder sehen! Hoch oben ragte die Gestalt Olinths mit dem ausgestreckten Arm und der Prophetenstimme empor, umgeben von zuckenden Flammen. Und die Menge erkannte das Gesicht dessen, den sie dem Rachen der wilden Thiere vorgeworfen hatte — damals ihres Opfers, jetzt ihres Warners; und wieder erscholl durch das Schweigen die verkündende Stimme: „die Stunde ist gekommen!"

Die Christen hallten den Ruf nach. Er wurde aufgefaßt, und nach allen Seiten wiederholt; — Mann und Weib, Kind und Greis sprachen nicht laut, sondern mit gedämpftem, angstvollem Geflüster: „die Stunde ist gekommen!"

In diesem Augenblick brach ein wildes Geheul durch die Gegend, und nur auf Flucht bedacht, ohne zu wissen, wohin, kam der furchtbare

Tiger der afrikanischen Wüste in wilden Sprüngen durch die Haufen daher, und stürzte durch ihre sich theilenden Wogen. Nach ihm das Erdbeben, und wiederum sank Finsterniß über die Erde.

Und neue Flüchtlinge langten an. Herren der Schätze, die jetzt nicht mehr dem Arbaces gehörten, gesellten sich dessen Sklaven der Menge bei. Nur eine einzige von ihren Fackeln flackerte noch; sie wurde von Sosia getragen, und bei dem Licht, das auf Nydias Antlitz fiel, erkannte dieser die Thessalierin.

„Was hilft Dir nun Deine Freiheit, blindes Mädchen?“ fragte der Sklave.

„Wer bist Du? kannst Du mir etwas von Glaukus sagen?“

„O ja, noch vor wenigen Minuten sah ich ihn.“

„Gesegnet sey Dein Haupt! Wo?“

„Unter dem Bogen des Forums — todt oder sterbend! — im Begriff den Arbaces einzuholen, der nicht mehr ist!“

Nydia sprach kein Wort; sie stahl sich von Sallusts Seite weg; schweigend schlich sie durch das Gedränge hinter ihr und schlug wieder den Weg nach der Stadt ein. Sie erreichte das Forum und seinen Bogen; sie hielt an, fühlte umher, rief den Namen des Glaukus aus.

Eine schwache Stimme antwortete: „Wer ruft mich? ist es die Stimme der Schatten? ich bin bereit!“

„Stehe auf, folge mir! fasse meine Hand! Glaukus, Du sollst gerettet werden.“

Staunend und mit rasch zurückkehrender Hoffnung stand Glaukus auf: „Noch einmal, Nydia? so hast Du denn keinen Schaden genommen?“

Der zärtliche Ton seiner Freude drang der armen Thessalierin durchs Herz und sie segnete ihn für diesen Gedanken an sie.

Jone halb führend, halb tragend folgte Glaukus seiner Wegweiserin. Mit bewundernswerther Besonnenheit vermied diese den Pfad, der zu dem eben von ihr verlassenen Menschengewühl führte und suchte die Küste auf einem andern Pfad.

Nach manchem Stillstand und unglaublicher Ausdauer erreichten sie die See und kamen zu einer Gruppe Flüchtiger, die, kühner als die übrigen, entschlossen waren, sich lieber jeder Gefahr auszusetzen, als länger in einer solchen Umgebung zu bleiben. Im Dunkel stießen sie ab; als sie sich aber etwas weiter vom Land entfernt hatten, so daß sich ihnen der Berg von einer andern Seite darstellte, warfen seine Lavaströme einen rothen Schimmer über die Gewässer.

Gänzlich erschöpft und abgemattet schlief Jone an der Brust des Atheners ein, und Nydia setzte sich zu seinen Füßen nieder. Die noch immer in der Höhe dahin fliegenden Staub- und Aschen-Regen fielen in die Fluten und spritzten ihren Schaum über das Verdeck aus. Weit und breit von den Winden fortgeführt, stürzten diese Schauer auf die fernsten Gegenden nieder, schreckten selbst das gebräunte Afrika, und wirbelten über den alten Boden Syriens und Egyptens hin!

Zehntes Kapitel.

Der nächste Morgen. Nydias Schicksal.

Weich, mild, schön dämmerte endlich das Licht über der zitternden Tiefe auf. Die Winde sanken zur Ruhe — der Schaum schwand von dem herrlichen Azur der leuchtenden See. Im Osten nahmen dünne Nebel allgemach die rosigen Farben an, die Boten des Morgens sind. Das Licht begann wieder in seine Herrschaft einzutreten; aber dunkel und fest lagerten sich in der Ferne die zerbrochenen Trümmer der zerstörenden Wolke, deren rothe Streifen, schwächer und schwächer glühend, die immer noch fortrollenden Feuer des Flammenberges andeuteten. Die weißen Mauern und schimmernden Säulen, welche die lieblichste Küste geschmückt hatten, waren nicht mehr! Traurig und öd standen die Ufer, auf welchen noch eben die Städte Herkulanum und Pompeji emporgeragt hatten. Die Lieblinge des Oceans waren seiner Umarmung entrissen! Jahrhundert um Jahrhundert sollte fortan der

mächtige Vater seine blauen Arme ausstrecken, und, klagend um die Gräber der Verlorenen, sie nicht mehr finden.

Kein Schrei erhob sich unter den Schiffern, bei dem aufdämmernden Licht; es war zu allmälig gekommen, und sie zu ermüdet zu einem so plötzlichen Ausbruch der Freude; — aber ein leises, tiefes Geflüster des Dankes entstieg den Wanderern der langen Nacht. Sie sahen einander an und lächelten, — sie faßten Muth, — sie empfanden wieder, daß es eine Welt um sie her und einen Gott über ihnen gebe! Und im Gefühl, daß das Schlimmste vorüber sey, wandten sich die Abgematteten um, und sanken ruhig in Schlaf. Mit dem aufsteigenden Licht des Himmels kam auch jene Stille, deren die Nacht entbehrt hatte — die Milde der Ruhe, und still schwebte die Barke dem Hafen zu. Einige andere Fahrzeuge, ebenfalls mit Flüchtigen bemannt, konnte man auf der weiten Fläche wahrnehmen, in scheinbarer Bewegungslosigkeit gleichmäßig dahingleitend. Der Anblick ihrer schlanken Masten und weißen Segel gab ein Gefühl von Sicherheit, von Genossenschaft, von Hoffnung. Welche theure Freunde, die man im Dunkel verloren, konnten sie dem schützenden Hafen zutragen!

In der Stille des allgemeinen Schlafes erhob sich Nydia leis. Sie beugte sich über das Gesicht des Atheners nieder; sie zog den tiefen Athem seines müden Schlummers ein; — furchtsam und gramvoll küßte sie seine Stirn, seine Lippen; — sie fühlte nach seiner Hand umher — sie war mit Jonens Hand verschlungen: Nydia seufzte tief und ein Schatten kam über ihr Antlitz. Abermals küßte sie seine Stirn und wischte mit ihren Haaren den Nachtdunst von derselben. „Mögen die Götter Dich segnen," flüsterte sie, „mögest Du glücklich seyn mit Deiner Geliebten — mögest Du zuweilen Nydias gedenken; ach! sie ist zu nichts mehr auf Erden nütze."

Mit diesen Worten wandte sie sich ab. Langsam schlich sie längs den Bettungen an die Hinterseite des Schiffes und neigte sich über die Tiefe. Der kühle Schaum spritzte zu ihrer fieberhaften Stirn empor. „Es ist der Kuß des Todes," sprach sie — „er ist willkommen." —

Die würzige Luft spielte durch ihre flatternden Locken; sie streifte sie aus dem Gesicht und erhob die zärtlichen, lichtlosen Augen zum Himmel, dessen mildes Antlitz sie nie gesehen hatte.

„Nein, nein," sprach sie halblaut in sinnendem Ton, „ich kann es nicht ertragen; diese eifersüchtige, tyrannische Liebe schlägt meine Seele in wahnsinnige Trümmer. Ich könnte ihm aufs Neue ein Leid zufügen! — Unglückliche, die ich war! ich hab' ihn gerettet, zweimal gerettet: glücklicher, glücklicher Gedanke! — warum soll ich nicht auch glücklich sterben? es ist das letzte frohe Bewußtseyn, das mir je zu Theil werden kann. O heiliges Meer, ich höre deine einladende Stimme; — ihr Ruf ist erfrischend und freudig. Man sagt, deine Umarmung bringe Unehre — deine Opfer kämen nicht über den Styx: — sey es so! ich möchte ihn nicht unter den Schatten treffen, denn auch dort noch würde ich Sie bei ihm finden! Ruhe! — Ruhe! — Ruhe! — Es gibt kein anderes Elysium für ein Herz, wie das meinige!"

Ein auf dem Verdeck halb schlummernder Matrose hörte ein leichtes Geplätscher im Wasser. Schläfrig blickte er auf, und während das Schiff fröhlich dahin flog, war ihm, als sehe er hinten etwas Weißes über den Wellen; aber es verschwand im Nu. Er wandte sich wieder und träumte von seinem Haus und seinen Kindern.

Als die Liebenden erwachten, war ihr erster Gedanke an einander — ihr zweiter an Nydia! Sie war nicht zu finden; — Niemand hatte sie seit Tagesanbruch gesehen. Jeder Winkel des Schiffes wurde durchsucht. Nirgends eine Spur von ihr! Geheimnißvoll von Anfang bis zu Ende war die blinde Thessalierin für immer von der lebendigen Welt entschwunden. Glaukus und Jone ahneten ihr Schicksal schweigend. Indem sie sich näher an einander schmiegten und Jedes die Welt im Andern fühlte, vergaßen sie die eigene Rettung, und weinten, wie um eine hingeschiedene Schwester.

Letztes Kapitel.

Worin Alles endigt. Brief von Glaukus an Sallust, zehn Jahre nach der Zerstörung Pompeji's.

Athen.

Glaukus seinem geliebten Sallust Gruß und Gesundheit! — Du forderst mich zu einem Besuch in Rom auf; komm lieber zu mir nach Athen! Ich habe die Kaiserstadt, ihren gewaltigen Lärm und hohlen Genuß verschworen! In meinem eigenen Land will ich fortan immer wohnen. Der Geist unserer hingeschiedenen Größe ist mir theurer, als das prunkende Leben Eures lauten Glücks. Ein Zauber, den mir kein anderer Ort ersetzen kann, liegt für mich in den Säulenhallen, die immer noch von heiligen, ehrwürdigen Schatten umschwebt sind. In den Olivenhainen des Ilissus vernehm' ich noch immer die Stimme der Poesie! — auf den Höhen Phyle's scheinen mir die Wolken der Dämmerung noch immer das Leichentuch der hingeschiedenen Freiheit, wie die Verkünderinnen des Morgens, der kommen soll! Du lächelst über meine Begeisterung, Sallust! — aber besser in Ketten hoffnungsvoll zu seyn, als sich mit ihrem Glanz zu trösten. Du sagst mir, ich könne das Leben in diesen düstern Schlupfwinkeln gefallener Hoheit offenbar nicht genießen; Du verweilst mit Entzücken auf der Herrlichkeit Roms und den Genüssen des Kaiserhofs. Mein Sallust: ich bin nicht mehr der, der ich war! Die Ereignisse meines Lebens haben das schäumende Blut der Jugend ernüchtert. Meine Gesundheit hat nie mehr die ganze Federkraft zurückerhalten, die sie besaß, eh' sie die Schmerzen der Vergiftung empfand, und in dem dunstigen Kerker eines Verbrechers schmachtete. Mein Gemüth hat nie mehr den dunkeln Schatten des letzten Tages von Pompeji, nie mehr das Grauen und die Verödung, die um jene furchtbaren Trümmer schweben, abgeschüttelt. — Unsere geliebte, der Erinnerung täglich zurückgerufene Nydia! — ich habe ihrem Schatten ein Grabmal errichtet, und sehe es täglich

vom Fenster meines Zimmers aus. Er hält eine zärtliche Erinnerung, eine nicht unangenehme Trauer in mir lebendig, der gebührende Zoll für ihre Treue und ihren geheimnißvollen, frühzeitigen Tod. Jone pflückt die Blumen und meine Hand windet sie täglich um die Urne. Nydia war eines Grabs in Athen würdig!

Du sprichst von der anwachsenden Sekte der Christianer in Rom. Sallust, Dir kann ich mein Geheimniß anvertrauen: ich habe viel über diesen Glauben nachgedacht — ich habe ihn angenommen. Nach der Zerstörung Pompeji's traf ich noch einmal mit Olinth zusammen, der nur für kurze Zeit gerettet war, und bald nachher als ein Märtyrer seines unbezähmbaren Eifers fiel. Er zeigte mir in meiner Errettung von dem Löwen und aus dem Erdbeben die Hand des unbekannten Gottes! Ich hörte — glaubte — betete an! Auch meine mehr als je geliebte Jone hat sich zu diesem Glauben gewandt — einem Glauben, Sallust, der Licht über diese Welt ausströmt, während er für die nächste, wie eine sinkende Sonne, seine volle Glorie vorbehält! Wir wissen, daß wir der Seele, wie hier dem Leib nach, für ewig mit einander verbunden sind! Jahrhunderte mögen dahin rollen, unser Staub sich auflösen, die Erde wie ein Blatt einschrumpfen; aber rund um den Kreis der Ewigkeit läuft das Rad des Lebens — unvergänglich, unendlich! und wie die Erde von der Sonne, so trinkt die Unsterblichkeit ihr Glück aus der Tugend, die das Lächeln auf dem Antlitz Gottes ist! Besuche mich denn, Sallust; bring die Schriften eines Epikurs, Pythagoras, Diogenes mit; mache Dich auf eine Niederlage gefaßt, und laß uns in den Hainen der Akademie unter einem sicherern Führer, als unsern Vätern je gegönnt war, das große Problem der wahren Zwecke des Lebens und die Natur der Seele erörtern.

Jone — bei diesem Namen schlägt mein Herz noch jetzt! — ist an meiner Seite, während ich schreibe; ich erhebe die Augen und sie treffen auf ihr Lächeln. Das Sonnenlicht zitterte auf den Hymettus, und in meinem Garten hör' ich das Summen der Frühlingsbienen. Ob ich glücklich sey, fragst Du? Was kann Rom mir geben, das dem

gleich käme, was ich in Athen besitze! Hier erweckt Alles die Seele und haucht sie mit Liebe an: — Bäume, Wasser, Berge, Himmel gehören Athen, der auch in der Trauer noch schönen Mutter der Poesie und Weisheit der Welt. In meiner Halle sehe ich die Züge meiner Ahnen in Marmor. Im Keramikus überschau' ich ihre Gräber. In den Straßen tritt mir die Hand des Phidias, die Seele des Perikles, Harmodius, Aristogeiton entgegen; — sie sind überall, und in unsern Herzen, in dem meinigen wenigstens, sollen sie nie untergehen! Kann irgend etwas mich vergessen machen, daß ich ein Athener und nicht frei bin, so ist es die lindernde, wachsame, lebendige, nie schlummernde Liebe Jones, eine Liebe, die in unserm neuen Glauben ein neues Gefühl geschöpft hat; * — eine Liebe, von der keiner unserer Dichter, so herrlich sie auch immer sind, ein Bild gegeben hat, denn aus der Religion hervorgehend wird sie selbst gleichsam zur Religion; sie verbindet sich mit reinen, überirdischen Gedanken; sie ist das, was uns, wie wir hoffen dürfen, durch die ganze Ewigkeit begleiten wird, und was wir daher rein und unbefleckt erhalten, damit sein Anbekenntniß uns vor Gott nicht beschäme. Sie ist der wahre Ausdruck jener dunkeln Fabel von Eros und Psyche — von der Seele, die in den Armen der Liebe schlummert. Und hält mich schon diese unsere Liebe gegen die fieberhafte

* Das, was wir in der Liebe Sentimentalität nennen, und als solche fühlen, war den Alten sehr wenig bekannt, und findet noch auf den heutigen Tag bei nicht christlichen Völkern kaum eine Anerkennung. Es ist ein — nicht mit dem schwankendem Glauben, sondern — mit der Ueberzeugung, daß die Leidenschaft von der Seele komme, und wie die Seele unsterblich sey, innig verwachsenes Gefühl. Chateaubriand hat in seinem an Irrthum wie an Wahrheit so reichen „Geist des Christenthums," mit seiner gewohnten Beredsamkeit über diese Empfindung sich verbreitet. Wirklich bildet sie den Hauptunterschied zwischen der Liebespoesie der Neuern und der Alten, daher ich gegen Wahrheit und Natur nicht zu verstoßen glaubte, wenn ich dem Glaukus nach seinem Uebertritt zum Christenthum das Bewußtseyn dieses Gefühls beilegte, obwohl er die Ursache desselben mehr nur zu ahnen, als sie deutlich zu erklären vermag.

Sehnsucht nach Freiheit einigermaßen aufrecht, so thut dies noch mehr meine Religion; denn so oft ich mein Schwert fassen, in die Trompete stoßen und zu einem neuen Marathon stürzen möchte, fühle ich Verzweiflung bei dem erkältenden Gedanken an die Unmacht meines Landes, an das zermalmende Gewicht des römischen Joches, und finde endlich meinen Trost in der Vorstellung, daß diese Erde nur der Anfang des Lebens ist; — daß der Glanz einiger Jahre wenig sagen will in der ungeheuren Bahn der Ewigkeit; daß es keine vollkommene Freiheit gibt, bis die Ketten des Staubes von der Seele fallen, und der ganze Raum, die ganze Zeit ihr Erbe und ihr Herrschgebiet geworden sind. Gleichwohl, Sallust, mischt sich noch etwas von dem milden griechischen Blut meinem Glauben bei. Ich kann dem Eifer derjenigen nicht beipflichten, welche Frevel und ewige Verdammniß in den Menschen sehen, die anders denken als sie. Ich schaudere über die Religion Andersgläubiger nicht. Ich wage sie nicht zu verfluchen: ich bete zu dem großen Vater, er möge sie bekehren. Diese Lauheit setzte mich bei den Christen einiger Verdächtigung aus, die ich verzeihe, und da ich gegen die Vorurtheile des großen Haufens nicht offen anstoße, sehe ich mich im Stand, meine Brüder vor der Strenge des Gesetzes und den Folgen ihres eigenen Eifers zu schützen. Ist Mäßigung meiner Ansicht nach das natürliche Geschöpf der allgemeinen Menschenliebe, so gibt sie zugleich den größten Spielraum, um vielen Menschen Gutes zu thun.

Dies, o Sallust, mein Leben; dies meine Meinungen. In solcher Art begrüße ich das irdische Daseyn und erwarte den Tod. Und Du, frohherziger und liebevoller Jünger Epikurs, Du — — — doch komme hieher, sieh unsere Genüsse, unsere Hoffnungen, und Du wirst weder in dem Glanz der kaiserlichen Gelage, noch in dem Jubel des vollgedrängten Circus, noch im lärmenden Forum, noch im schimmernden Theater, noch in den üppigen Gärten, noch in den schwelgerischen Bädern Roms ein Leben von so wirklicher und ununterbrochener Glückseligkeit finden,

wie dasjenige, um dessen willen Du so grundlos das Loos des Atheners Glaukus bemitleidest. — Lebe wohl!“

* * * *

* * * *

* * * *

* * * *

* * * *

Beinahe siebenzehn Jahrhunderte waren dahin gerollt, als die Stadt Pompeji mit noch unverblichenen Farben ihrem stillen Grab wieder entrissen wurde.* Die Wände noch frisch, als wären sie erst gestern gemalt; — keine Tinte geschwunden in der reichen Mosaik der Fußböden; — auf dem Forum die halb vollendeten Säulen noch so, wie sie der Arbeiter eben verlassen hatte; — vor den Bäumen, in den Gärten das dreifüßige Opferbecken; — in den Vorhallen die Schatztruhe; — in den Bädern das Reibeisen; — in den Theatern die Einlaßmarken; — in den Sälen das Geräth und die Lampe; — auf den Tischen die Reste des letzten Males; — in den Schlafgemächern die Parfümerien und Schminken der Schönen; — und allenthalben die Gebeine und Gerippe derjenigen, welche einst die Springfedern dieser kleinen, aber prächtigen Maschine der Ueppigkeit und des Lebens in Bewegung gesetzt hatten! **

* Zerstört im Jahr 79, zuerst wieder entdeckt im Jahr 1750.

** Man hat bis jetzt etwa 350 bis 400 Gerippe in Pompeji gefunden; da aber ein großer Theil der Stadt noch unter der Erde liegt, so läßt sich auf die Zahl derjenigen, die bei der Zerstörung umkamen, nicht mit Sicherheit schließen. Indessen hat man allen Grund zu glauben, daß ihrer in Vergleichung mit den Entkommenen nur Wenige waren. Sichtbar ist die Asche von vielen Häusern weggeräumt worden, ohne Zweifel, um zurückgelassene Schätze nachzuholen. Das Haus unseres Freundes Sallust gehört hieher. Die Gerippe, welche der Leser ihre Rollen, für einen Augenblick neu belebt, unter den Namen Burbo, Kalenus, Diomed, Julia und Arbaces spielen sah, wurden genau so gefunden, wie der Text es angibt; möge ihr zweites Leben mehr zum Vergnügen des Lesers beigetra-

Im Hause Diomeds, in den unterirdischen Gewölben wurden zwanzig Gerippe, worunter das eines kleinen Kindes, auf Einem Fleck, nahe bei der Thüre gefunden, bedeckt von feinem Aschenstaub, der augenscheinlich durch die Oeffnungen langsam herein gerieselt war, bis er den ganzen Raum erfüllt hatte. Auch entdekte man dort Edelsteine und Geld, Kandelabern und in den Amphoren eingetrockneten Wein: eitle Vorsichtsmaßregeln, um das mit dem Tod ringende Leben zu fristen! Der durch die Feuchtigkeit zusammengekittete Sand hatte die Formen der Körper wie ein Guß angenommen, und noch jetzt kann der Reisende den Abdruck eines weiblichen Halses und Busens in jugendlichen, runden Umrissen wahrnehmen — Spuren der unglücklichen Julia. Bei näherer Prüfung scheint es, die Luft habe sich allmählig in einen Schwefeldampf verwandelt; die Menschen, die sich in das Gewölbe gerettet, waren nach der Thüre gestürzt, hatten dieselbe aber durch die außen gefallenen Schlaken versperrt gefunden, und waren im Versuch, sie gewaltsam hinaus zu stoßen, erstickt.

Im Garten fand man ein Skelett mit einem Schlüssel in der

gen haben, als es zur Erheiterung des Verfassers beitrug, der sich in dem Werk, das er hiemit schließt, vergebens gegen den schmerzlichsten, düstersten und niederschlagendsten Abschnitt eines Lebens zu täuschen suchte, in dessen Gewebe weniger weiße Fäden eingewoben sind, als die Welt glauben mag. Aber, wie manche andere Freunde, zeigt sich die Phantasie launenhaft, verläßt uns oft im Augenblick, wo wir ihres Beistands am meisten bedürfen, und mit zunehmenden Jahren lernen wir, daß die Gewohnheit unsere treuere und zuverläßigere Trösterin ist. Ich muß wegen dieser plötzlichen, nicht zu rechtfertigenden Nachsicht gegen eine vorübergehende Schwäche um Entschuldigung bitten; — es war wirklich nur die Schwäche eines Augenblicks. Mit zurückkehrender Gesundheit kehrt uns auch die Kraft wieder, ohne welche uns die Seele umsonst gegeben wäre, und die uns befähigt, den Leiden unseres Daseyns ruhig entgegen zu treten und seine Zwecke entschlossen zu erfüllen. Es gibt nur Eine Lebensphilosophie, so tausendfach auch ihre Schulen sind, und ihr Name heißt Standhaftigkeit. Unser Schicksal tragen, heißt es besiegen.

knöchernen Hand, und neben ihm einen Beutel mit Geld. In ihm glaubte man den Herrn des Hauses, den armen Diomed, zu erkennen, der wahrscheinlich durch den Garten zu entkommen gesucht hatte, und entweder von den Dünsten oder einem herabgeschleuderten Stein getödtet worden war. Neben einigen silbernen Gefässen lag ein anderes Gerippe, wahrscheinlich ein Sklave.

Die Häuser Sallust's und Pansa's, der Tempel der Isis mit den Trug-Nischen hinter den Statuen, den Nestern seiner heilig geglaubten Orakel, sind jetzt dem Blick der Neugierigen blos gestellt. In einem Gemach dieses Tempels fand man ein riesiges Skelett mit einem Beil neben sich: zwei Wände waren von dem Beil durchgehauen — weiter vermochte der Unglückliche nicht zu dringen. Mitten in der Stadt wurde ein anderes Geripp, beladen mit Geld und vielen mystischen Zierathen des Isistempels, gefunden. Der Tod hatte sein Opfer mitten in seiner Habsucht ereilt; Kalenus war zugleich mit Burbo untergegangen! Beim Wegräumen eines Trümmerhaufens stießen die Arbeiter auf das Gerippe eines Mannes, der von einer umgestürzten Säule buchstäblich in zwei Hälften getrennt war. Der Schädel zeigte eine so auffallende Bildung, war, sowohl seinen geistigen, als seinen schlimmeren physischen Organen nach, so kühn entwickelt, daß er die fortgesetzte Betrachtung jedes an Spurzheim Glaubenden erregt hat, der einen Blick auf diesen zerstörten Tempel der Gedanken warf. Noch jetzt, nach achtzehn hinabgerollten Jahrhunderten, kann der Wanderer die stolze Halle überschauen, in deren künstlich gewundenen Gängen und sinnreich ausgearbeiteten Gemächern die Seele des Egypters Arbaces einst dachte, klügelte, träumte und sündigte!

Im Angesicht der mannigfaltigen Zeugnisse eines gesellschaftlichen Zustandes, der für immer von der Erde verschwunden ist, hielt ein Fremdling aus jener fernen Barbareninsel, bei deren Nennung der römische Gebieter schauderte, unter den Wonnen des milden Kampaniens an, und schrieb vorliegende Geschichte!

Vielleicht liest man als Nachtrag zu vorliegendem Werk nicht ungern die Beschreibung, welche der jüngere Plinius und Dio Cassius vom Untergang Pompeji's geben, Vorbilder, an die sich unser Verfasser mit vieler Treue gehalten hat.

Plinius berichtet seinem Freund Tacitus, zum Behuf seiner römischen Geschichte, den Hergang also:

(Epist. XVI. Lib. VI.)

„Du bittest mich um eine Beschreibung des Todes meines Oheims, um sein Ende der Nachwelt desto treuer zu überliefern. Ich danke Dir; denn ich weiß, daß seinen Tod, von Dir beschrieben, ewiger Ruhm erwartet. Denn obwohl er bei dem furchtbaren Ereigniß, welches die schönsten Gegenden der Erde verheerte, gestorben, schon durch diesen denkwürdigen Unglücksfall, wie Völker und Städte, gleichsam ewig leben wird; obwohl er selbst mehrere Werke von bleibendem Werth geschrieben hat: so wird doch die Unsterblichkeit Deiner Schriften viel zu seiner Verewigung beitragen.

„Mein Oheim befand sich zu Misenum, wo er die Flotte in Person befehligte. * Am 23. August, ungefähr Nachmittags Ein Uhr, sagt ihm meine Mutter, es lasse sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt sehen. Er hatte sich gesonnt, kalt gebadet, sodann liegend gespeißt und studirte jetzt. Er fordert seine Schuhe und besteigt eine Anhöhe, von welcher man die wunderbare Erscheinung sehr gut beobachten konnte.

„Die Wolke erhob sich, — aus welchem Berg konnte man von Weitem nicht unterscheiden, — daß es der Vesuv gewesen, erfuhr man erst nachher — in einer Gestalt, welche mit nichts zu vergleichen war, als mit einem Baume und zwar mit einer Pinie. Sie schien in einem sehr langen Stamm in die Höhe zu steigen, und sich in einige Zweige auszudehnen: ich glaube, weil sie, anfänglich durch den frischen Druck in die Höhe getrieben, als jener nachließ, oder durch ihre eigene

* Vergl. I. Thl. S. 28 unsres Romans.

316

Schwerkraft, sich in die Breite ergoß. Sie war hin und wieder weiß, an manchen Stellen schmutzig und gefleckt, je nachdem sie Erde und Steine mit sich führte.

„Ihm als einem gelehrten Mann schien diese Erscheinung wichtig, und näherer Betrachtung werth. Er läßt ein leichtes Schiff ausrüsten, und stellt mir frei, ihn zu begleiten. Ich antwortete: ich wolle lieber studieren; überdies hatte er selbst mir zufälligerweise Etwas zu schreiben aufgetragen. Eben trat er aus dem Haus, als er ein Schreiben aus Retina empfängt, in welchem die dortige Schiffsmannschaft, durch die drohende Gefahr erschreckt, — der Ort lag am Fuß des Berges, und man konnte nur zu Schiff entkommen, — ihn bat, sie aus so großer Noth zu erretten. Er ändert nun seinen Plan, und was er als Gelehrter begonnen, vollzieht er als Held.

„Er läßt die Kriegsschiffe unter Segel gehen und begibt sich an Bord, um nicht blos Retina, sondern unzähligen Menschen, — denn die Küste war ihrer angenehmen Lage wegen sehr bevölkert — Hülfe zu bringen. Er eilt dahin, von wo Andere fliehen, und steuert gerades Wegs der Gefahr zu, so furchtlos, daß er alle Begebenheiten und Gestaltungen der Unglücksscene, wie er sie wahrnahm, diktirte und aufzeichnen ließ.

„Schon fiel Asche auf die Fahrzeuge, heißer und dichter, je näher man kam; nun auch Bimssteine, und schwarze ausgebrannte, vom Feuer geborstene Steine. Jetzt machten eine plötzliche Untiefe, und der Auswurf des Berges, die Küste unzugänglich. Er besann sich einen Augenblick, ob er zurücksegeln sollte, bald aber sagte er zu dem Steuermann, der ihm Dieses anrieth: „Mit dem Tapfern ist das Glück, fahre zu, Pomponianus." Dies war zu Stabiä an der entgegengesetzten Seite der Bai, welche das Meer in dem sich allmählig umschwingenden Ufer bildet. Ungeachtet dort die Gefahr noch nicht sehr nahe, war sie doch vor Augen, und falls sie wuchs, nahe genug; er hatte daher sein Gepäck an Bord bringen lassen, zur Flucht entschlossen, sobald sich der widrige Wind gelegt hätte. Sobald mein Oheim, dem dieser Wind

sehr günstig war, gelandet hat, umarmt, tröstet, ermuntert er den Zitternden, und läßt sich, die Verzagtheit desselben durch seine Zuversicht zu beschwichtigen, ins Bad bringen; nach dem Bad legt er sich zu Tisch, und speißt mit Heiterkeit, wenigstens, was eben so groß ist, mit heiterer Miene.

„Inzwischen leuchteten aus dem Vesuv an mehreren Orten breite Flammen und hohe Feuersäulen hervor, deren Glanz und Helle durch die Finsterniß der Nacht erhöht wurde.

„Mein Oheim behauptete, um der Furcht zu begegnen, es seyen Landhäuser, welche, von den Landleuten aus Schrecken verlassen und dem Feuer preisgegeben, jetzt in der Einsamkeit brennten. Hierauf legte er sich zur Ruhe und schlief wirklich fest ein; denn die Leute vor der Thür hörten ihn Athem holen, da er wegen seines starken Körpers immer schwer und laut respirirte. Jetzt aber wurde die Vorhalle, aus welcher man in das Zimmer trat, mit Asche und Bimsstein so hoch angefüllt, daß er bei längerem Verweilen nicht mehr aus dem Schlafgemach hätte kommen können. Man weckte ihn, er steht auf, und begibt sich zu Pomponianus und den Andern, die gewacht hatten. Sie berathschlagen gemeinschaftlich, ob sie im Hause bleiben oder ins Freie gehen wollen. Denn die Gebäude wankten durch die wiederholten heftigen Erdstöße, und schienen aus ihrem Grund gehoben, bald hieher, bald dorthin sich zu bewegen oder gerückt zu werden. Dagegen scheute man im Freien, den Fall der, wenn auch leichten und lockeren, Bimssteine. Bei Vergleichung der Gefahr wählte man jedoch das Letztere. In meinem Oheim siegte ein Vernunftgrund über den andern, bei den Uebrigen eine Furcht über die andere. Sie legen Kissen auf den Kopf und binden sie mit Tüchern fest: dieses diente zum Schutz gegen den Steinregen. Schon war es anderwärts Tag, dort war es Nacht, schwärzer und finsterer, als alle Nächte: doch erhellten sie dieselbe durch viele Fackeln und Lichter aller Art. Man beschloß ans Ufer zu gehen und in der Nähe zu sehen, ob man sich aufs Meer wagen könne, dieses blieb aber wild und ungestüm. Hier legte er sich auf ein hingebreitetes Tuch,

forderte und trank zu wiederholtenmalen kaltes Wasser. Bald trieben die Flammen, und der denselben vorangehende Schwefelgeruch die Andern in die Flucht; ihn bewogen sie aufzustehen. Gestützt auf zwei Sklaven erhob er sich, sank aber sogleich nieder, erstickt, wie ich glaube, durch den dicken Dampf und weil sich die Luftröhre verschloß, welche bei ihm, von Natur schwach und eng, an häufigen Krämpfen litt. Als es Tag wurde, der dritte von dem an gerechnet, den er zuletzt gesehen, fand man seinen Körper unversehrt, unverletzt und bedeckt, so wie er bekleidet war, einem Schlafenden ähnlicher als einem Todten.

„Indessen war ich und meine Mutter zu Misenum. Dieses gehört aber nicht für die Geschichte, und Du hast nur Nachricht von seinem Tode verlangt. Ich schließe also. Das Einzige will ich noch beifügen, daß ich Alles, was ich selbst gesehen, und was ich im Augenblick, wo die Wahrheit am treusten erzählt wird, gehört, wahrhaft aufgezeichnet habe. Du wirst nun das Merkwürdigste ausziehen, denn ein Anderes ist ein Brief, ein Anderes eine Geschichte; ein Anderes für einen Freund, ein Anderes für Alle schreiben. Lebe wohl."

In einem nachfolgenden Brief (Epist. XX. ibid.) fährt Plinius also fort:

„Du sagst mir, der Brief, welchen ich Dir auf Dein Verlangen über den Tod meines Oheims schrieb, habe in Dir den Wunsch erregt, zu erfahren, was ich zu Misenum, wo ich geblieben, (hier hatte ich abgebrochen) nicht allein für Schrecken, sondern für wirkliche Unfälle erlitten.

„„Ob der Erinnerung schaudert mein Herz, und dem Jammer zurückbebt;"" *

„Dennoch beginn' ich.

„Nachdem mein Oheim von uns gegangen war, brachte ich die übrige Zeit des Tages mit Studieren zu, denn aus diesem Grund war ich ja zurückgeblieben; nachher badete ich, speißte und schlief kurz und unruhig.

* Aus Virgils Aeneide, Buch 2, V. 12.

„Das Erdbeben, welches man schon seit mehreren Tagen gespürt, hatte uns als ein in Kampanien gewöhnliches Ereigniß nicht sehr beunruhigt. In jener Nacht jedoch wurde es so stark, daß Alles nicht nur zu wanken, sondern den Einsturz zu drohen schien. Meine Mutter eilte in mein Schlafzimmer. Ich war eben im Begriff aufzustehen, um sie zu wecken, wenn sie noch schliefe. Wir setzten uns in den Hof, welcher in mäßigem Zwischenraum die Häuser vom nahen Meer trennte. Ich weiß nicht, soll ichs Unerschrockenheit oder Gedankenlosigkeit nennen, denn ich war damals erst achtzehn Jahre alt: — genug, ich lasse mir die Geschichte des Titus Livius geben, lese, als ob ich ganz in meiner Muße wäre, und setze auch die angefangenen Auszüge fort. Plötzlich erscheint ein Freund meines Oheims, der kürzlich zu ihm aus Spanien gekommen, schilt, als er mich und meine Mutter sitzend und mich sogar lesend findet, sie wegen ihrer Geduld, mich wegen meiner Sorglosigkeit. Ich aber las nicht weniger eifrig fort.

„Es war schon die erste Stunde des Tages (6 Uhr Morgens) und noch war es nicht hell, der Himmel ganz trübe. Da die umliegenden Gebäude heftig schwankten, so schien die Gefahr des Einsturzes selbst in dem beschränkten offenen Raum groß und unvermeidlich. Jetzt erst beschlossen wir, die Stadt zu verlassen. Die erschrockene Menge, welche thut, was sie Andere thun sieht und was in der Angst für Klugheit gilt, folgte schaarenweise und drängt und stößt uns vorwärts. Als wir die Gebäude hinter uns hatten, machten wir Halt. Aber auch hier neue Wunder, neue Schrecken. Die Wagen, welche wir hatten hinausfahren lassen, wurden auf ganz ebenem Boden hin- und hergerüttelt, und blieben selbst dann nicht auf der Stelle, wenn Steine untergelegt wurden. Es war, als ob das Meer sich selbst verschlänge, durch die Erderschütterung wie auf sich selbst zurückgeworfen würde. Wenigstens sahen wir das Ufer vorgerückt, und viele auf dem trockenen Strand zurückgebliebene Seethiere.

„Auf der entgegengesetzten Seite zerborst eine schreckliche schwarze Wolke, schoß und schleuderte schlangenförmige Feuermassen umher, und

entlud sich in länglichten Flammengestalten, die wie Blitze aussahen, aber größer waren. Jetzt wurde der Freund aus Spanien heftiger und dringender: „wenn Dein Bruder, wenn Dein Oheim noch am Leben ist, so will er Euch gerettet wissen, und ist er gestorben, so hat er zuverlässig gewünscht, daß Ihr ihn überlebet: was verzögert Ihr also Eure Flucht?“ Wir entgegneten, „daß wir es nicht über uns gewinnen könnten, für unsere Rettung zu sorgen, so lange wir über die seinige in Ungewißheit seyen.“ Er verweilt nun nicht länger, stürzt fort und entreißt sich in schnellem Lauf der Gefahr. Bald darauf läßt sich jene Wolke auf die Erde herab, und bedeckt die See. Sie hatte Capreä umgeben und verhüllt; auch das Vorgebirge von Misenum entzog sich unsern Blicken. Jetzt ermahnte, bat und befahl die Mutter zu fliehen, so gut ich könnte. „Ich sey jung und werde leicht entkommen: sie, durch Alter und Kränklichkeit niedergedrückt, wolle gern sterben, wenn sie nur nicht Schuld an meinem Tode sey.“ Ich erwiederte: „daß ich mich ohne sie nicht retten würde,“ ergreife ihre Hand und zwinge sie schneller zu gehen; sie folgt ungern, unter Klagen, daß sie mich aufhalte.

„Schon fällt Asche auf uns, doch nicht in großer Menge. Ich sehe zurück. Ein dichter Dampf ist in unserm Rücken, wie ein auf die Erde gegossener Strom. „Beugen wir ein wenig aus,“ sagte ich, „so lange wir noch sehen, damit wir nicht auf der Straße umhergeworfen, und in der Finsterniß von der Menge niedergetreten werden.“ Kaum hatten wir uns niedergelassen, als es finster wurde, und zwar nicht wie in einer mondlosen oder wolkigen Nacht, sondern wie wenn in verschlossenen Orten das Licht ausgelöscht wird. Nun hörte man Weiber heulen, Kinder wimmern, Männer schreien; die Einen riefen ihren Eltern, Andere ihren Kindern, oder ihren Gatten; Einige bejammerten ihr eigenes Geschick, Andere das der Ihrigen; Manche wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele erhoben die Hände zu den Göttern, Andere behaupteten, es gebe keine Götter mehr, es sey die letzte und ewige Nacht der Welt gekommen. Auch fehlte es

nicht an Solchen, welche die wirkliche Gefahr durch erdichtete und erlogene Schreckensbotschaften vergrößerten. Einige erzählten, zu Misenum stehe ein Theil der Häuser in Flammen, ein andrer sey zusammengestürzt. Alles falsch, und doch glaubte man Alles.

„Es wurde wieder ein wenig helle, was uns aber nicht wie der Tag, sondern als ein Zeichen des herannahenden Feuers vorkam, doch blieb es in der Entfernung: die Finsterniß kam wieder, und mit ihr ein so heftiger und dichter Guß von Asche, daß wir oft aufstehen und sie abschütteln mußten, um nicht zugedeckt, und von ihrer Last erdrückt zu werden.

„Ich könnte mich rühmen, daß mir in dieser großen Gefahr nicht ein Seufzer, nicht ein unmännlicher Laut entfahren sey, wenn ich nicht in dem Gedanken, daß ich mit der Welt und die Welt mit mir untergehe, den unglücklichen aber großen Trost für meinen Tod gefunden hätte.

„Endlich löste sich die dichte Finsterniß in eine Art Rauch oder Nebel auf; es wurde wirklich Tag, sogar die Sonne kam zum Vorschein, aber ganz trübe, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Alle Gegenstände zeigten sich dem noch ungewissen Blick verändert, und mit Asche wie mit einem hohen Schnee bedeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück, pflegten uns so gut wir konnten und brachten die Nacht unruhig und zwischen Furcht und Hoffnung zu; jene behielt die Oberhand, denn das Erdbeben dauerte fort, und manche täuschten in wahrer Verrücktheit sich und Andere durch schreckhafte Prophezeiungen über ihr eigenes und fremdes Unglück. Wir aber, ungeachtet wir jetzt die Gefahr kannten, und ihrer stets gewärtig waren, konnten uns auch jetzt noch nicht zur Entfernung entschließen, bis wir Nachricht von dem Oheim hätten.

„Du wirst Dieses lesen, ohne es in Deine Geschichte, deren es nicht werth ist, aufzunehmen, und Du hast es lediglich Deinem Wunsche zuzurechnen, falls es Dir nicht einmal eines Briefes werth scheinen sollte. Lebe wohl."

Dio Cassius (Buch 66, Kap. 21 ff.) beschreibt die Sache also:

„In Kampanien aber trugen sich furchtbare und staunenswürdige Ereignisse zu, indem gegen Anfang des Herbstes ein gewaltiger Brand ausbrach. Der am Meer bei Neustadt (Neapel) liegende Berg Vesuv hat nämlich ergiebige Feuerquellen; ehmals bildete seine Höhe eine gleiche Fläche, aus deren Mitte das Feuer ausging, denn nur dort brannte es, außen aber war, wie noch jetzt, nirgends eine Flamme. Da aber mit der Zeit, während die Außenseite unverbrannt blieb, die Mitte immer mehr vertrocknete und einäscherte, so behielt der Gipfel außen umher zwar die alte Höhe bei, sämmtliche dem Feuer ausgesetzte Theile aber sanken, nach und nach verzehrt, zu einer Höhlung ein, so daß, Großes mit Kleinem zu vergleichen, der ganze Berg einem Theater zu Thierhatzen nicht unähnlich wurde. Der äußere Umfang trägt Bäume und Reben in Fülle, der Kreis aber steht dem Feuer blos und gibt bei Tag Rauch, bei Nacht Flammen von sich, und geschieht Solches bald in stärkerem, bald in geringerem Grad. Oft wirft er auch, wenn sich eine größere Masse niedersenkt, Asche aus, oder schleudert Steine, wenn der Wind gewaltsam auf ihn einwirkt. Auch brüllt und donnert er, da die Wege, durch welche ein Ausbruch erfolgt, nicht fest, sondern locker und heimlich sind.

„So ist der Vesuv und Solches geschieht jedes Jahr sehr häufig an ihm. Was aber sonst noch damals geschah, mußte, wenn es den an das Schauspiel gewöhnten Zuschauern auch ungewöhnlich stark dünkte, doch gegen Das, was jetzt auf Einmal vereinigt hereinbrach, gering erscheinen. Es verhielt sich nämlich also: Viele, jeden menschlichen Wuchs weit überragende Männer, wie die Giganten gemalt werden, schienen den Bewohnern der Städte bald auf dem Berg, bald in der umliegenden Gegend sowohl bei Tag als bei Nacht umherzuwandeln, oder durch die Luft zu schreiten. Auf Dies folgte furchtbare Dürre des Bodens und plötzliche, heftige Erdbeben, so daß überall aus der Ebene heißes Wasser aufsprudelte und auch die Höhen borsten. Dazu kamen Laute, die, wenn sie unter der Erde, dem Donner, wenn über derselben, dem Gebrüll wilder Thiere glichen, und das Meer tobte und der

Himmel donnerte mit, worauf ein ungewöhnliches Geräusch, als ob Berge zusammenstürzten, gehört ward, und nun flogen zuerst ungeheure Steine aus dem Abgrund bis zum Gipfel empor, sofort eine Feuermasse mit einer Menge Rauch, so daß die ganze Luft verfinstert, die Sonne versteckt wurde, wie bei einer Sonnenfinsterniß.

Und aus dem Tag ward Nacht, und Dunkel aus dem Licht; und Viele glaubten, die Giganten seyen wieder aufgestanden (denn auch jetzt erschienen Gestalten derselben im Rauch und mitunter vernahm man Getön wie von Trompeten); Andere aber, die ganze Welt löse sich in Chaos und Feuer auf. Deshalb flohen Einige aus den Häusern ins Freie, Andere von draußen in die Häuser; wieder Andre warfen sich ungewiß vom Meer nach dem Land, vom Land nach dem Meer, immer von der unmittelbaren Umgebung dem Entfernten, als dem minder Gefährlichen, zustrebend. Zugleich wurde unaussprechlich viel Asche ausgeworfen, die Land und Meer und die ganze Luft einnahm, und wohin sie fiel, richtete sie bei Menschen, Feldern und Vieh Verderben an, und tödtete vor Allem sämmtliche Vögel und Fische; ja noch mehr, sie verschüttete zwei ganze Städte, Herkulanum und Pompeji, dessen Bewohner eben im Theater versammelt waren. Denn die Menge der Asche war so ungeheuer, daß von ihr bis nach Afrika, Syrien und Egypten flog; in Rom, wohin sie auch drang, füllte sie die über der Stadt befindliche Luft ganz aus und verfinsterte die Sonne. Und viele Tage lang war man dort, da die Leute nicht wußten was geschehen war, ja es nicht einmal muthmaßen konnten, in nicht geringer Angst. Auch dort glaubte man, Alles werde drunter und drüber gehen und die Sonne an der Erde erlöschen, die Erde aber in den Himmel zerfließen. Indessen that die Asche für den Augenblick keinen großen Schaden; später brach eine furchtbare, verheerende Krankheit aus.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Die letzten Tage Pompeji's Ein Roman

Bd.: 4

Stuttgart (1841)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 717 -33/36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256824-1